MÄRCHENWALD

Illustriert von
Arthur Rackham

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/dermarchenwald0000arth

Arthur Rackham

Der Märchenwald

Rascher & Cie., Verlag, Zürich, 1919

Luxusausgabe in 400 numerierten Exemplaren, von denen 50 auf feinstem Japan, 70 auf echtem Pampasbütten, 280 auf bestem Hadernpapier abgezogen wurden.

Dieses Exemplar trägt die Nr. 315

Übersetzung aus dem Englischen, besorgt von
H. E. von Thewalt
Nachdruck verboten — Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei Hans Schaffmann, Horgen-Zürich

Inhalt

Jack der Riesentöter. 1
Die Schlacht der Vögel. 14
Kludd und Klevelys. 27
Suleesh. 33
Dornröschen. 50
Cesarino und der Drache. 64
Wie es den Mädchen erging, die Blumen pflückten. 74
Die Abenteuer des kleinen Pfirsichkindes. 81
Die Hochzeit des Fuchses. 84
Der Spaß mit der abgeschnittenen Zunge. 86
Frost. 89
Die goldenen Aepfel und die neun Pfauhennen. . 97
Tyll Ulenspiegels letztes Abenteuer. 109

Jack der Riesentöter. (Aus der Märchensammlung von J. Jacobs, erschienen bei David Nutt.)

Die Schlacht der Vögel. (Entnommen den Volkserzählungen des westlichen Hochlands von J. F. Campbell.)

Kludd und Kievelys. (Aus Lady Charlotte Guest's Übertragung des Mabinogion.)

Suleelh. (Aus Dr. Douglas Hyde «Am Kaminfeuer».)

Dornröschen. (Aus Perrault's Märchensammlung, nacherzählt von Mr. S. R. Littlewood.)

Cesarino und der Drache. (Aus «Die Nächte von Straparola», erschienen bei Pidgwick und Jackson.)

Wie es den Mädchen erging, die Blumen pflückten. (Nach A. Lang's Grauem Märchenbuch.)

Die Abenteuer des kleinen Pfirsichkindes. (Aus «Erzählungen a. d. alten Japan» von Lord Redesdale.)

Die Hochzeit des Fuchses. (Desgl.)

Der Spatz mit der abgeschnittenen Zunge. (Desgl.)

Frost. (Aus Ralston's russischen Folkloresagen.)

Die goldenen Aepfel und die neun Pfauhennen. (Aus «Märchen der Weltliteratur» Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

Tyll Ulenspiegels letztes Abenteuer. (Aus de Coster's Roman, unter Benutzung der Übersetzung von H. v. Oppeln-Bronikowski, Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

Verzeichnis
der farbigen Illustrationen.

1. Bald kam der Riese in das Zimmer . . . . . Titelbild
2. Im Handumdrehen steckte der Riese Gärten, Wiesen und Schlösser in das Bündel . . . . . Seite 16
3. «Wenn Du mir Deine Jüngste zur Frau geben willst . . .» erwiderte der Königssohn. 24
4. König Liudd ging dem Riesen nach und redete ihn an: «Halt ein, halt ein.» 32
5. «Suleeih, was willst Du mit einer stummen Frau? Für uns ist's Zeit zum Gehen. Du aber, Suleeih, wirst noch an uns denken 40
6. Dornröschen 56
7. Sie kämpften so tapfer mit ihm, daß sie es bald bezwangen. 72
8. Die Vögel zeigen dem Jüngling das Nest der weißen Taube 80
9. Mägdelein, bist Du warm? Schönheitchen, bist Du warm? Liebling, bist Du warm? 88
10. Acht Pfauhennen flogen auf den Baum und ließen sich auf die Äste nieder; die Neunte aber flog zu ihm auf das Bett und verwandelte sich alsogleich in ein wunderschönes Mädchen 96
11. Der Drache ergriff die Zarin und trug sie davon . . . 104
12. Tyll Ulenspiegel und die Sieben 112

Jack der Riesentöter.

Zu König Arthurs Zeiten lebte in der Nähe von Land's End in der Grafschaft Cornwall ein Bauersmann, der nur einen Sohn, mit Namen Jack, besaß. Er war flink und klug, und niemand konnte ihn überlisten.

Dazumal wohnte in dem Berge von Cornwall ein schrecklicher Riese, namens Cormoran. Er war sechs Meter hoch und maß zwei und ein halb Meter Umfang. Sein furchtbares Aussehen versetzte alle Menschen in den benachbarten Städten und Dörfern in Schrecken. Er lebte mitten im Berge in einer Höhle, und verspürte er Hunger, so watete er hinüber zu dem Festland (Land's End ist eine Halbinsel, welche teilweise zur Zeit der Flut unter Wasser steht); hier nahm er alles, was ihm über den Weg lief. Nahte er sich einer Ortschaft, so verließen die Bewohner eiligst ihre Häuser, während er sich ihres Viehes bemächtigte. Auf seinem Rücken trug

er ohne Anstrengung sechs Ochsen auf ein Mal. Die Schafe und Schweine hing er sich wie einen Blumenstrauß an den Gürtel. So hauste er seit vielen Jahren und erfüllte ganz Cornwall mit Entsetzen.

Eines Tages kam Jack zufällig in das Stadthaus, als die Ratsherren des Riesen wegen eine Sitzung abhielten. Er frug: «Welche Belohnung verspricht ihr dem Manne, der Cormoran umbringt?» «Die Schätze des Riesen sollen sein Lohn sein», lautete die Antwort. «Gut» erwiderte Jack, «laßt mich es wagen.»

Er holte sich ein Horn, eine Schaufel und eine Spitzhacke; also ausgerüstet begab er sich an einem Winterabend bei hereinbrechender Nacht zu dem Berge. Er begann sogleich zu arbeiten, und noch vor der Morgendämmerung hatte er eine Grube von sieben Meter Tiefe und ebensolcher Breite gegraben. Er bedeckte sie mit Reisig, Stroh und etwas Erde, damit sie sich von dem umliegenden Gelände nicht unterschied. Dann stellte er sich auf die gegenüberliegende Seite der Grube und blies in sein Horn. Der Lärm weckte den Riesen; wütend stürzte er aus seiner Höhle und schrie: «Du unverschämter Kerl erfrechst Dich, meine Ruhe zu stören! Wart, ich will es Dir zeigen, das soll Dir teuer zu stehen kommen. Dich fang ich lebend und röste Dich zu meinem Frühstück.» Kaum hatte er dies gesagt, als er auch schon mit furchtbarem Getöse in die Grube fiel. Der Berg schien in seinen Grundfesten zu erbeben. «O Riese», höhnte Jack, «wo sitzest Du denn? Bei Gott, Du bist in einen Tümpel gefallen, wo ich mich an Dir für Deine Drohungen rächen kann. Wie willst Du mich jetzt zum Frühstück am Spieß braten? Kann nichts wie der arme Jack Deinen Appetit befriedigen?» Nachdem er den Riesen auf diese Weise eine Weile gequält hatte, gab er ihm mit der Spitzhacke einen festen Hieb auf den Kopf und tötete ihn.

Jack füllte die Grube mit Erde aus und begab sich auf die Suche nach der Höhle, wo er auch den Schatz fand. Als die Rats-

herren die frohe Botschaft vernahmen, beschlossen sie, daß er von nun ab

Jack der Riesentöter

heißen solle. Sie überreichten ihm ein Schwert und einen Gürtel, worauf in Gold die Worte zu lesen standen:

« Dies ist der kühne Cornish-Mann,
Der erschlug den Riesen Cormoran ».

Die Kunde von Jacks Heldentat verbreitete sich rasch im ganzen Westen Englands, und so vernahm sie auch der Riese Blunderbore, welcher schwor, den Tod an Jack zu rächen, sobald er seiner habhaft werden könnte. Dieser Riese besaß inmitten eines Waldes ein verzaubertes Schloß. Etwa vier Monate später ging Jack auf einer Wanderung nach Wales an dem Walde vorüber. Da er müde war, setzte er sich in der Nähe einer Quelle ins Gras und versank alsbald in tiefen Schlaf. Der Riese, welcher Wasser holte, fand ihn dort schlafend und sah sogleich an Gürtel und Schwert, wen er vor sich hatte. Ohne viel Federlesens hob er Jack auf, warf ihn über die Schulter und trug ihn nach dem Schloß. Als er durch das Dickicht ging, weckte das Knacken der Zweige den Schläfer, welcher zu seinem Entsetzen merkte, daß er dem grausigen Riesen in die Hände gefallen war. Doch er war erst am Anfang aller Schrecken; beim Eintritt in das Schloß sah er, daß menschliche Knochen den Boden dicht bedeckten. Der Riese versicherte ihm, daß bald die seinen auch da liegen würden. Hierauf sperrte er ihn in ein großes Zimmer und ging seinen Bruder holen, einen andern Riesen, welcher auch im Wald wohnte und an dem Festmahl, das Jack gebraten abgeben würde, teilnehmen sollte.

Nachdem Jack eine Weile sich die Lage überlegt, begab er sich an das Fenster und sah in der Ferne die zwei Riesen sich dem Schlosse nähern. « Jetzt handelt es sich um Tod und Leben », sagte Jack

zu sich, «vielleicht kann ich mich noch retten». In dem Zimmer hingen zwei starke Stricke; er machte eine Schlinge an das eine Ende, und während die Riesen das eiserne Gittertor des Schlosses öffneten, warf er einem jeden einen Strick über den Kopf. Das andere Ende befestigte er an dem Eisenstab des Fensters und zog mit aller Macht daran, bis er sie erdrosselt hatte. Als er sah, wie die Gesichter schwarz wurden, rutschte er an dem Seil hinunter, zog sein Schwert und hieb ihnen die Köpfe ab. Hierauf nahm er dem Riesen den Schlüsselbund ab und öffnete alle Türen. In einem Zimmer fand er drei lieblich schöne Frauen, die mit den Haaren angebunden und dem Hungertode nahe waren. «Edle Frauen», wandte er sich an sie, «ich habe das Ungeheuer, welches Euch gefangen hielt, und seinen Bruder getötet; nun seid Ihr frei». Er übergab ihnen die Schlüssel und setzte seine Reise nach Wales fort. Jack beeilte sich auf seiner Wanderschaft, verlor aber in der Dunkelheit den Weg und konnte keine Unterkunft finden. Nach langem Umherirren kam er in ein enges Tal, in dem ein großes Haus stand. Er klopfte an das Tor und bat um Einlaß und um ein Nachtlager. Wie groß war aber sein Erstaunen, als ein weit größerer Riese erschien, wie jene, welche er getötet. Er hatte zwei Köpfe, sah aber nicht so böse und furchterregend wie die andern aus. Er war ein Riese aus Welshland und handelte nur heimtückisch und unter Vorspiegelung größter Freundschaft. Jack klärte ihn über seine mißliche Lage auf und der Riese führte ihn in das Schlafzimmer. Um Mitternacht hörte er den Unhold im nebenan liegenden Gelaß sprechen:

«Wenn Du in dieser Nacht auch hier schläfst,
So soll das Morgenrot Dich nicht mehr lebend sehen.
Mit meiner Axt schlag ich Dir den Kopf entzwei,
So daß Dein Gehirn weithin spritzt.»

«So, das glaubst Du», meinte Jack halblaut, «das entspricht ganz der Lebensart in Wales, hoffentlich bin ich aber schlauer wie

Du». Er verließ das Bett, legte an seiner Statt einen Holzklotz hinein und versteckte sich in eine Zimmerecke. Bald kam der Riese in das Zimmer und schlug heftig auf das Bett. Er dachte wohl, daß an Jack kein heiler Knochen mehr sei. Am nächsten Morgen lachte sich Jack ins Fäustchen und bedankte sich recht herzlich bei dem Riesen für die angenehme Nachtruhe. «Wie habt Ihr geschlafen?» frug der Riese, «seid Ihr nicht gestört worden»? «O nein», erwiderte Jack, «nur eine Ratte lief mir über das Gesicht und schlug mit ihrem Schwanze». Sehr erstaunt führte der Riese seinen Gast zu dem Frühstückstisch und setzte ihm eine Schüssel vor, die wohl an die 20 Liter Hafermehlsuppe enthielt. Nun wollte Jack nicht, daß der Riese glaube, er sei nicht fähig, diese Unmenge Suppe zu vertilgen; er band sich einen Lederſack um den Hals und zog seinen Rock darüber. Hier hinein schüttete er die Suppe, ohne daß der Riese es merkte. Dann sagte er zu dem Riesen, er wolle ihn ein Kunststück lehren, nahm ein Messer und schnitt den Lederſack auf, so daß die Suppe herausspritzte. «Wenn ich das kann, müßt Ihr es auch können», sagte Jack zu dem Riesen, der gleich sein Messer nahm und sich den Bauch aufschlitzte, worauf er tot hinfiel.

Dies begab sich nun gerade in der Zeit, als der einzige Sohn König Arthurs seinen Vater um eine ansehnliche Geldsumme bat, um sein Glück in der Grafschaft Wales zu versuchen und dort eine von sieben bösen Geistern besessene schöne Frau zu erlösen. Der König ließ kein Mittel unversucht, um seinen Sohn von dem Vorhaben abzuhalten, doch alles war vergeblich. Schließlich willigte er ein, und der Sohn verließ mit zwei Pferden das väterliche Schloß. Das eine Pferd war mit Gold schwer beladen, auf dem anderen saß der Prinz. Nachdem er einige Tage geritten war, kam er in einen Marktflecken von Wales und sah eine große Menschenmenge versammelt. Der Prinz frug nach dem Grund der Ansammlung und hörte, daß man eine Leiche festgenommen, weil der Tote seine Schulden nicht bezahlt hatte. Dies waren die Gläubiger, welche das

Begräbnis verhinderten. Der Prinz entrüstete sich über die Grausamkeit der Gläubiger und sagte: «Begrabt den Toten und schickt die Gläubiger in meine Herberge, wo ich ihnen die Schuld bezahlen will.» Sie erschienen aber in solch großer Anzahl, daß der Prinz vor dem Abend keinen roten Heller mehr besaß.

Jack der Riesentöter kam auch in die Stadt und ward von des Prinzen Großmut so gerührt, daß er beschloß, in seine Dienste zu treten. Sie einigten sich alsbald und zogen am nächsten Morgen zusammen weiter. Als sie zum Tor hinausritten, lief ihnen eine alte Frau nach und rief: «Er schuldete mir sieben Jahre zwei Heller; Herr, zahlt mich so gut wie die anderen.» Der Prinz gab ihr seinen goldenen Ring, und Jack mußte aus seiner Tasche die Nahrung für beide zahlen, und bald hatte auch er kein Geld mehr.

Als die Sonne am Versinken war, sagte der Königssohn: «Jack, wo sollen wir die Nacht über rasten, da wir kein Geld mehr haben?» Jack erwiderte: «Herr, seid ohne Sorge, ein Onkel von mir wohnt hier in der Nähe. Er ist zwar ein großer und gar grausamer Riese mit drei Köpfen und bezwingt 500 bewaffnete Männer, die er wie Spreu vor sich herjagt.» «Ach», meinte der Prinz, «was soll aus uns werden, er hackt uns auf und verschlingt uns in einem Bissen. Wir füllen ihm ja keinen hohlen Zahn.»

«Laßt mich nur machen,» erwiderte Jack. «Ich gehe voran und richte alles zu Euerem Empfang. Erwartet mich hier, bis ich Euch abhole.» Jack ritt im Galopp davon, und als er vor dem Schloßtor hielt, klopfte er so laut an die Pforte, daß alles dröhnte. Der Riese brüllte wie Donnergrollen:

«Wer da?»

Jack erwiderte: «Euer armer Vetter Jack.»

Der Riese: «Welche Botschaft bringt mein armer Vetter Jack?»

Er hierauf: «Schlimme Botschaft, teurer Onkel.»

«Was» rief der Riese. «Welch' Unglück kann mich treffen?

Ich habe drei Köpfe und kann 500 bewaffnete Männer in die Flucht jagen.»

Ach, hilf Himmel, ein Königssohn kommt mit 1000 bewaffneten Männern, um Dich zu töten und Dein Schloß zu zerstören.»

«Ach, Vetter Jack, welch' furchtbares Unglück, da will ich mich schnell verstecken. Du sperrst mich ein und legst Eisenstangen vor die Tür und behältst die Schlüssel in Verwahr, bis der Prinz wieder abgezogen ist.» Also der Riese. Jack versorgte ihn schnell und holte seinen Herrn, mit dem er es sich gütlich sein ließ, während der Riese schlotternd vor Angst in dem Verlies lag.

Früh am Morgen füllte Jack die Mantelsäcke und Kisten seines Herrn mit Gold und schickte ihn drei Meilen weit in das Land hinein, damit er aus der Geruchsweite des Riesen kam. Jack kehrte zurück und holte den Riesen aus dem Verlies. Er frug Jack, welche Belohnung er für den Schutz des Schlosses verlange. «Ach, gebt mir nur den alten Rock, die Mütze, das rostige Schwert und die Pantoffeln, welche unter Euerem Bette stehen», erwiderte Jack. Unwillig sagte der Riese: «Du weißt nicht, was Du verlangst! Es sind meine kostbarsten Schätze. Der Rock macht unsichtbar, die Mütze erzählt alles, was man wissen will, das Schwert schneidet alles entzwei, was es berührt, und die Pantoffeln machen sieben Meilen bei jedem Schritt. Doch Du hast mir in der Not geholfen, und deshalb willfahre ich Deinem Wunsche.» Jack dankte seinem Onkel und zog mit seinen Sachen weiter. Er überholte bald den Prinzen, und sie erreichten noch am selben Tag das Haus der schönen Frau, welche der Prinz zu erlösen ausgezogen war. Sie empfing den Bewerber freundlich und ließ ein köstliches Mahl bereiten. Nachdem sie gegessen und getrunken, sagte sie zu dem Prinzen, er müsse nun eine Aufgabe lösen. Sie fuhr ihm mit dem Taschentuch über den Mund und sagte: «Morgen früh müßt Ihr mir das Taschentuch zeigen oder Ihr verliert das Leben.» Hierauf steckte sie es in ihr goldverschnürtes Mieder. Der Prinz begab sich sehr betrübt zur Ruhe, jedoch

Jack's kluge Mütze schaffte Rat und zeigte ihnen, wo sie das Taschentuch holen sollten. Kurz nach Mitternacht rief die schöne Frau ihren Hausgeist, damit er sie zum Teufel geleite. Schnell schlüpfte Jack in Rock und Schuhe und ward somit unsichtbar und rascher wie der Wind; er gelangte gleichzeitig mit ihr in die Hölle. Sie ging zu dem Teufel und gab ihm das Taschentuch; er legte es auf ein Sims, wo Jack es alsogleich fortnahm und es seinem Herrn brachte, welcher es am nächsten Morgen der Schönen zeigte und somit sein Leben rettete. An diesem Tag küßte sie den Prinzen und befahl ihm, ihr am folgenden Morgen die Lippen zu zeigen, welche sie in dieser Nacht geküßt, sonst müsse er sein Leben lassen. «Ach, schöne Frau, wenn Ihr nur meine Lippen küßet, will ich sie Euch gerne zeigen.»

«Das darf ich nicht verraten, löst Ihr mir nicht die Aufgabe, so müßt Ihr sterben.»

Zur selben Zeit wie in der verflossenen Nacht begab sie sich zum Teufel und zankte ihn, weil er das Taschentuch so außer Acht gelassen. «Aber diesmal wird der Königssohn mich nicht überlisten; ich will Dich küssen, und er soll mir Deine Lippen zeigen.» Wie gesagt, so getan. Als sie fortging, schnitt Jack des Teufels Kopf ab und brachte ihn unter dem Rock seinem Herrn. Am nächsten Morgen faßte der Königssohn den Kopf bei den Hörnern und hielt ihn der Dame hin. Damit war der Zauberbann gebrochen; der böse Geist verließ sie, und sie strahlte in weit größerer Schönheit wie zuvor. Am Morgen darauf wurde die Vermählung gefeiert, und sie fuhren alle an den Hof König Arthurs. Hier wurde Jack als Lohn für seine große Tapferkeit zum Ritter der Tafelrunde ernannt.

Bald ging Jack wieder auf die Suche nach Riesen und Ungeheuern. Er war noch nicht lange unterwegs, als er eine Höhle erblickte, in deren Nähe ein Riese auf einem Holzklotz saß. Neben ihm lag eine spitze Eisenkeule. Seine Glotzaugen glühten wie Kohlen, er war sehr häßlich und erschreckend anzusehen; die Backen glichen blutigen Fleischschnitten, der Bart war wie aus Eisennägeln und die

Haare, welche über seinen Rücken hingen, bildeten ein Gewirr von Nattern und Kreuzottern; sie zischten, als Jack in die Nähe kam. Er sprang vom Pferd und zog den unsichtbar machenden Mantel an. So angetan ging er auf den Riesen zu und sagte leise: «O, da bist Du, bald pack ich Dich an Deinem schönen Barte.» Der Riese konnte ihn nicht sehen, und Jack zog sein Schwert und schlug das Ungeheuer auf den Kopf. Er schlug aber fehl und schnitt ihm blos die Nase ab. Der Riese brüllte, daß es wie Donnergrollen klang, und hieb wie toll um sich, ohne jedoch den unsichtbaren Feind zu treffen. Jack rannte ihm das Schwert bis zum Knauf in den Rücken. Der Riese war gleich mausetot und fiel vornüber. Jack schnitt ihm den Kopf ab, mietete ein Fuhrwerk und schickte ihn darin dem König Arthur.

Nun beschloß Jack, die Höhle des Riesen nach Schätzen zu durchsuchen. Er kam durch viele Gänge und Treppen und Winkel, bis er in einen großen, mit Steinfliesen gepflasterten Saal gelangte, an dessen anderem Ende ein großer Kessel stand. Rechts davon befand sich der Tisch, an dem der Riese seine Mahlzeiten zu verzehren pflegte. In dem Saal war auch ein mit Eisenstäben vergittertes Fenster. Als er hindurch sah, erblickte er eine große Anzahl unglücklicher Gefangener, welche ihm zuriefen: «Ach, junger Herr, sollt Ihr auch unser Gefängnis teilen?»

Jack frug: «Sagt mir, warum schmachtet Ihr hier in Gefangenschaft?»

«Wir warten hier auf die Gastmähler des Riesen, welcher uns der Reihe nach verspeist. Er sucht sich stets den Feistesten aus und schlachtet ihn. Ach, wie oft erfreut er sich an Menschenfleisch.»

«Was Ihr nicht sagt!» erwiderte Jack und schloß die Tür auf. Sie frohlockten über ihre Befreiung. Er teilte mit ihnen die Gold- und Silberschätze, welche Kisten und Truhen füllten und führte sie zu einem benachbarten Schloß, wo sie noch viele Tage in Freude und Festlichkeiten zusammen verbrachten.

Inmitten der Belustigungen erschien ein Bote und berichtete, daß Thunderell, der Riese mit zwei Köpfen, unterwegs sei, um an Jack den Mord seiner Blutsverwandten zu rächen. Er stehe bereits eine Meile vor dem Schloß, und die Landbewohner flöhen vor ihm wie Spreu im Wind. Doch Jack ließ sich nicht einschüchtern und sagte: «Er soll nur kommen, ich will ihm auf den Zahn fühlen und Ihr, wohledle Frauen und Herren, ergeht Euch im Garten. Von da aus könnt Ihr dem Kampf und dem Tod des Riesen Thunderell zusehen.»

Das Schloß lag auf einer kleinen Insel, von einem tiefen Wassergraben umgeben. Er war wohl an die sieben Meter breit und eben so tief, über ihn führte eine Fallbrücke. Jack befahl den Dienern, die Brücke auf beiden Seiten durchzusägen, sodaß nur ein kleines Stück in der Mitte heil blieb. Er zog hierauf seinen Mantel der Unsichtbarkeit an und ging, mit dem alten, rostigen Schwert bewaffnet, dem Riesen entgegen. Obschon derselbe Jack nicht sehen konnte, roch er doch seine Nähe und bewillkommnete ihn mit folgendem Vers:

«Fee, fi, fo, fum,
Ich rieche Engländerblut,
Lebend oder tot
Will ich seine Knochen mir zermalmen zum Frühstücksbrot.»

«Ach, das glaubst Du!» sagte Jack, «dann wärst Du ja ein sehr geschickter Müller.» Der Riese schrie wieder: «Bist Du der Hallunke, der meine Brüder erschlug? Dann zerreiße ich Dich mit meinen Zähnen, trinke Dein Blut und zermahle Deine Knochen.» «Zuerst fang mich mal», erwiderte Jack und warf den Mantel ab, sodaß der Riese ihn sehen konnte; aber schon hatte er seine Siebenmeilenstiefel an und lief vor dem Riesen her, der wie ein Turm hinter ihm dreinwankte. Die Erde schien bei jedem Schritt in ihren Grundfesten zu erbeben. Jack führte ihn so eine Weile im Angesicht des Schlosses und der versammelten Gesellschaft hin und her, bis er plötzlich flink über die Brücke lief. Der Riese folgte ihm, so

schnell er konnte. Krach, da brach die Brücke unter der großen Last in der Mitte entzwei, und der Riese fiel in das dicke schwarze Wasser und plantschte wie ein Walroß. Jack stand unter dem Torbogen und lachte ihn weidlich aus, während der Riese vor Wut schnaubte. So viel er sich auch mühte, aus dem Graben herauszukommen und sich für den Hohn zu rächen, es gelang ihm nicht. Jack, des Spieles müde, holte ein starkes Seil und warf es über des Riesen beide Köpfe; mit Hilfe eines Pferdegespannes zog er ihn aus dem Wasser und hieb ihm die Köpfe ab, welche er nach altem Brauch an König Arthur schickte.

Nun verbrachten sie wieder einige Tage in Wohlleben und Vergnügungen, bis Jack von den Rittern und schönen Frauen Abschied nahm, um auf neue Abenteuer auszuziehen. Er ritt durch viele Wälder, bis er an den Fuß eines hohen Berges kam. Spät Abends fand er ein einsames Haus und bat um Einlaß. Ein alter Mann mit schneeweißem Bart öffnete ihm. «Vater», redete Jack ihn an, «könnt Ihr einen verirrten Reisenden beherbergen?» «Ja», erwiderte der Alte, «willkommen in meiner ärmlichen Hütte.» Jack trat ein; sie setzten sich zusammen an einen Tisch, und der Alte sagte zu seinem Gast: «Mein Sohn, ich sehe an Eurem Gürtel, daß Ihr der große Held seid, der so viele Riesen getötet; nun hört. Hier auf diesem Berge steht ein verzaubertes Schloß. Der Riese Galligatua haust darin und lockt mit Hülfe eines bösen Zauberers viele edle Damen und Herren herein. Die beiden Unholde verwandeln sie alle in grauenerregende Geschöpfe. So fingen sie auch einst des Herzogs Töchterlein, welche sie aus ihres Vaters Garten in einem feurigen Wagen entführten. Zwei Drachen zogen den Wagen und bewachen sie, die in eine weiße Hirschkuh verwandelt wurde, oben im Schloß. Und trotzdem viele Ritter sie zu befreien versuchten, gelang es noch keinem, den Zauberbann zu brechen, weil zwei entsetzliche Greifen am Tor Wache halten und jeden zerreißen, der sich naht. Doch Ihr, mein Sohn, könnt ungesehen an

ihnen vorbeigehen. Über dem Schloßtor steht in großen Buchstaben in Stein eingemeißelt der Spruch, welcher alle erlösen wird.» Jack schüttelte dem Alten die Hand und versprach, gleich morgen sein Leben auf das Spiel zu setzen, um das schöne Mädchen zu befreien. Er stand frühzeitig auf, zog den Mantel der Unsichtbarkeit über seine Kleider und begab sich mit den Siebenmeilenstiefeln und der wundertätigen Mütze auf den Weg. Hoch oben auf dem Berg sah er die feuerspeienden Greifen, er gelangte ungefährdet an ihnen vorbei. Bald stand er vor dem Tor, über dem eine goldene Trompete hing und die Worte zu lesen standen:

«Wer immer auch die Trompete bläst
Wird bald den Riesen bezwingen.
Er wird den bösen Zauber brechen
Und allen zu ihrem Glück verhelfen.»

Kaum hatte Jack dies gelesen, als er auch schon die Trompete an den Mund setzte. Beim ersten Ton erzitterte das Schloß bis in die Grundfesten. Der Riese und der Zauberer wußten sich nicht zu helfen, sie rauften sich die Haare und bissen an den Fingernägeln; mit ihrer bösen Herrschaft war es nun zu Ende. Als der Riese sich bückte, um seine Keule aufzuheben, schlug Jack ihm mit einem Hieb den Kopf ab. Der Zauberer erhob sich in die Luft, wo ein Wirbelwind ihn erfaßte und forttrug. Nun war der Zauberbann gebrochen; all die Ritter und edlen Frauen, welche so lange unter Vogel- und Tiergestalt in Gefangenschaft geschmachtet, erhielten ihre frühere Gestalt wieder, und das Schloß verschwand in einer Wolke von Rauch. Nach vollbrachter Tat wurde Galligatuas Kopf an König Arthurs Hof geschickt, wohin sich am folgenden Tag auch Jack mit den befreiten Rittern und Edelfrauen begab. Als Belohnung für seine Heldentaten bat König Arthur den Herzog um die Hand seiner Tochter für den treuen Jack. Die Hochzeit wurde

allsogleich gefeiert, und das ganze Königreich erfreute sich an ihrem Glück. Außerdem schenkte der König Jack ein herrliches Schloß, mit mächtig viel Land rings herum. Hier lebten Jack und seine Frau in Glück und Freude bis an ihr seliges Ende.

Die Schlacht der Vögel.

Ein schottisches Märchen.

Es gab eine Zeit, wo alle Tiere sich bekämpften. Der Sohn des Königs von Tethertown äußerte den Wunsch, der Schlacht beizuwohnen und versprach seinem Vater, ohne Verzug ihm die Nachricht zu bringen, wer dieses Jahr König der Tiere sein würde. Die Schlacht war aber schon vor seiner Ankunft bis auf den Zweikampf zwischen der Schlange und dem Raben entschieden. Es schien, als ob der Schlange der Sieg zufiele. Als der Königssohn dies sah, eilte er dem Raben zu Hilfe und schlug der Schlange den Kopf ab. Als der Rabe sich ein wenig erholt hatte und die tote Schlange sah, sagte er: «Als Lohn für Deine Güte sollst Du etwas Außergewöhnliches sehen. Setze Dich auf meinen Rücken.» Der Königssohn setzte sich auf den Raben, der mit ihm über sieben Täler, sieben Schluchten, sieben Berge und sieben Moore flog, ehe er ihn wieder absetzte.

«So», sagte der Rabe, «siehst Du dort das Haus? Geh' hin; meine Schwester lebt dort, und ich wette, Du bist ein willkommener Gast. Und wenn sie Dich fragt, ob Du bei der Vogelschlacht zugegen

warst, so bejahe die Frage. Aber treffe mich sicher wieder morgen früh an demselben Platz.» Der Königssohn ward gut aufgenommen und reichlich bewirtet. Er bekam von jedem Fleisch ein Stück, von jedem Wein einen Schluck, warmes Wasser für seine Füße und ein weiches Bett für seine müden Glieder.

Am folgenden Tag flog er auf des Raben Rücken abermals über sieben Täler, sieben Schluchten, sieben Berge und sieben Moore. Sie sahen in der Ferne eine Hütte, welche sie bald erreichten. Genau wie am Abend zuvor wurde er bewillkommnet und bewirtet, und am nächsten Tag wiederholte sich die Begebenheit. Aber am vierten Tag fand der Königssohn an dem Platze anstatt des Raben einen schönen Jüngling, der ein Bündel in der Hand hielt. Der Königssohn frug, ob er nicht einen großen Raben gesehen habe? Der Jüngling erwiderte: «Den Raben werdet Ihr nie mehr sehen, denn ich war der Rabe. Ich war verzaubert, und Ihr habt mich erlöst; als Belohnung erhaltet Ihr dies Bündel, doch dürft Ihr es nicht öffnen bevor Ihr Euch an dem Ort befindet, der Euch der liebste auf Erden ist.»

Der Königssohn kehrte dem Jüngling den Rücken und wandte sich dem väterlichen Hause zu; er übernachtete wieder bei der Schwester des Raben und wurde wie zuvor reichlich bewirtet. Kurz bevor er das Schloß seines Vaters erreichte, mußte er einen dunklen Wald durchqueren. Das Bündel schien ihm mit der Zeit schwerer zu werden, und er dachte, er wolle sich doch einmal den Inhalt ansehen.

Wie staunte er aber, als er das Bündel niedersetzte und aufband. Im Nu erblickte er das prächtigste Schloß, das er je gesehen; um das Schloß lagen Gärten und Obstgärten mit den köstlichsten Früchten. Er konnte sich vor Staunen nicht fassen und bedauerte sehr, an solch' unwirtlichem Ort das Bündel geöffnet zu haben, denn er konnte die schönen Dinge nicht mehr hineinwünschen. Wie gerne

hätte er dies Schloß in ein schönes weites Tal, seines Vaters Haus gegenüber, gestellt. Da kam auf einmal ein Riese auf ihn zu.

«Der Platz taugt nicht für Dein Haus, Königssohn», sprach der Riese. «Ich hätte es mir nicht hierher gewünscht.» «Das war auch meinerseits ein Versehen», erwiderte der Königssohn.» «Was gibst Du mir zur Belohnung, wenn ich alles wieder in das Bündel stecke?»

«Welche Belohnung verlangst Du?» frug der Königssohn. «Gib mir Deinen Erstgeborenen, wenn er sieben Jahre alt ist», sagte der Riese. «Gut, wenn ich einen Sohn habe, soll er mit sieben Jahren Dein sein», sagte der Königssohn.

Im Handumdrehen steckte der Riese Gärten, Obstbäume und Schloß in das Bündel, in dem sie zuvor waren. «Nun», sagte der Riese, «zieh Deines Weges; ich gehe meinen Weg, aber vergiß Dein Versprechen nicht. Solltest Du nicht daran denken, so werde ich mich daran erinnern.»

Der Königssohn zog seines Weges und kam einige Tage später an den Ort, welchen er am meisten auf Erden liebte. Er öffnete das Bündel und alles war darin wie zuvor. Und als er das Schloßtor auftat, kam ihm die schönste Jungfrau entgegen, die er je gesehen. «Königssohn, tritt ein», sprach das Mägdelein. «Alles ist in schönster Ordnung und wartet Dein, wenn Du mich noch heute heiraten willst?» «Dazu bin ich der rechte Mann», sagte der Königssohn, und am selben Abend ward die Hochzeit gefeiert.

Aber welch großer Mann näherte sich dem Schlosse nach Verlauf von einem Tag und sieben Jahren? Der Königssohn, welcher die Regierung seines Vaters übernommen, entsann sich seines Versprechens, hatte es aber bis jetzt der Königin verheimlicht. «Überlasse mir und dem Riesen die Angelegenheit», sagte die Königin.

«Schick' Deinen Sohn herunter», rief der Riese. «Denk an Dein Versprechen.» «Das will ich halten», erwiderte der König, «seine Mutter kleidet ihn zur Reise an.»

Die Königin zog dem Sohn des Koches des Prinzen Kleider an und führte ihn zu dem Riesen. Der nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm fort. Sie waren noch nicht weit vom Schlosse, als der Riese dem Knaben eine Rute gab und ihn fragte: «Was würde Dein Vater mit der Rute tun?» «Wenn mein Vater die Rute hätte, würde er die Katzen und Hunde, die sich an des Königs Fleisch wagen, schlagen», erwiderte der kleine Junge. «Du bist der Sohn des Koches», sagte der Riese, hob ihn bei den Füßen in die Höhe und, klatsch, schlug er ihm den Kopf an einem Stein entzwei. Der Riese kehrte voll Zorn und Wut in das Schloß zurück und erklärte, wenn man ihm nicht alsogleich den Königssohn ausliefere, solle kein Stein vom Schlosse auf dem andern bleiben, und das Oberste wolle er zu unterst kehren. Die Königin sagte zu dem König: «Wir wollen noch einen Versuch machen; des Kellermeisters Sohn ist im gleichen Alter wie unser Kind.» Sie kleidete des Kellermeisters Sohn wie ihren Sohn und führte ihn zu dem Riesen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als der Riese dem Knaben die Rute in die Hand gab und dieselbe Frage an ihn richtete: «Was täte Dein Vater mit der Rute?» «Er schlüge die Hunde und Katzen damit, welche in des Königs Weinkeller herumlaufen.» «Du bist der Sohn des Kellermeisters» und, krach, war sein Kopf an einem Baum zerschellt. Rot vor Zorn kehrte der Riese um. Die Erde zitterte unter seinen Schritten, und das Schloß mit allem, was darin war, erbebte. «Heraus mit Deinem Sohn», brüllte der Riese, «oder im nächsten Augenblick ist das Schloß dem Erdboden gleich und alles, was zu oberst war, liegt zu unterst.» Nun mußten sie des Königs Sohn dem Riesen ausliefern.

Der Riese führte ihn in sein Haus und hielt ihn wie sein eigen Kind. Als der Riese eines Tages fortgegangen war, hörte der Junge

wundervolle Musik, welche aus einem Turmzimmer zu ihm herunter-tönte. Er sah hinauf und erblickte das schönste Gesicht, welches er je gesehen. Es war des Riesen jüngste Tochter, sie winkte ihn zu sich herauf. Sie sagte, diesmal solle er gleich wieder gehen, aber ja um Mitternacht wiederkommen.

Und weil er es ihr versprochen, so hielt er auch Wort. Gleich stand des Riesen Tochter neben ihm und sagte: «Morgen wird man Dir die Wahl der Braut zwischen meinen zwei Schwestern lassen. Du mußt aber keine andere wie mich zur Ehefrau verlangen. Mein Vater will mich mit dem Sohn des Königs der grünen Stadt verheiraten, aber er gefällt mir nicht.» Am nächsten Morgen führte der Riese ihn zu seinen drei Töchtern und sagte: «Sohn des Königs von Tethertown, Du hast Deine Zeit bei mir nicht vergeudet. Du sollst eine meiner ältesten Töchter als Gemahlin heimführen, wähle und Du kannst am Tag nach der Hochzeit in Deines Vaters Schloß zurückkehren.»

«Wenn Du mir Deine Jüngste zur Frau geben willst, halte ich Dich beim Wort», erwiderte der Königssohn.

Der Zorn des Riesen flammte auf, und er sagte: «Bevor Du sie heimführst, mußt du drei Aufgaben, welche ich Dir gebe, lösen.» «Sprich», versetzte der Königssohn. Der Riese führte ihn zu dem Kuhstall. »So», sagte der Riese, «hier liegt der Mist von 100 Kühen, und seit sieben Jahren hat niemand den Stall gereinigt. Ich gehe heute fort, aber wenn Du bis zum Abend den Stall nicht so rein gefegt hast, daß ein goldener Apfel von einem Ende zum andern rollen kann, wirst Du nicht meine Tochter freien, sondern ich werde heute abend meinen Durst mit Deinem Blute stillen.» Der Königssohn fing an, den Stall zu putzen, aber es war, als ob er das Meer ausschöpfen wollte. Als die Mittagszeit vorüber war und der Schweiß ihm von der Stirne perlte, kam des Riesen jüngste Tochter zu ihm und sagte: «Königssohn, Du wirst bestraft.» «Ja, das werde ich,» gab er zurück. «Komm

und ruhe Dich aus», sagte sie. «Das will ich gerne tun, aber der Tod wartet meiner.» Er setzte sich neben sie auf die Wiese, und weil er müde war, verfiel er bald in einen tiefen Schlaf. Als er aufwachte, war des Riesen Tochter verschwunden, aber der Stall war so blitzblank gescheuert, daß ein goldener Apfel von einem Ende zu dem anderen rollen konnte. Da stand auch schon der Riese und sprach: «Königssohn, hast Du den Stall geputzt?» «Ich habe ihn geputzt», erwiderte er. «Jemand hat ihn sicherlich geputzt», sagte der Riese. «Du auf jeden Fall nicht», gab der Königssohn zurück. «Ja, ja, da Du heute so fleißig warst, wirst Du morgen um diese Zeit mir den Stall mit Federn ausgefüttert haben, aber keine zwei Federn dürfen von derselben Farbe, noch von demselben Vogel sein». Noch ehe die Sonne aufgegangen, war der Königssohn schon mit Pfeil und Bogen draußen auf dem Moor, aber die Vögel ließen sich nicht leicht jagen. Er spürte ihnen nach, bis der Schweiß ihm von der Stirn perlte. Um die Mittagszeit, wer kam da über die Heide? Des Riesen jüngste Tochter war's. «Königssohn, Du bist erschöpft!» «Ja, das bin ich, und doch habe ich nur zwei Drosseln gefangen und beide sind sie von derselben Farbe.» «Komm zu mir und ruh' Dich aus im Heidekraut», sagte des Riesen Tochter. «Das tue ich gerne», erwiderte er. Er dachte, sie hilft mir wohl auch diesmal und setzte sich neben sie; über eine Weile übermannte ihn der Schlaf.

Als er erwachte, war des Riesen Tochter verschwunden. Er ging in das Haus um nachzusehen, ob der Stall mit Federn wohl ausgefüttert sei und siehe da, er war's. Als der Riese heimkam, sagte er: «Königssohn, hast Du den Stall ausgefüttert?» «Ja, ich habe ihn ausgefüttert», war die Antwort. «Jemand hat ihn sicherlich ausgefüttert», sagte der Riese. «Du gewiß nicht», gab der Königssohn zurück. «Ja, ja, sagte der Riese, «dort unten bei dem See steht eine Tanne und in ihrem Wipfel ist ein Dohlennest. In dem Nest findest Du der Dohlen Eier, die will ich zum Frühstück essen. Es liegen fünf Eier in dem Nest,

aber Du darfst keines davon zerbrechen». Früh am Morgen begab sich der Königssohn zu der Tanne, sie war leicht zu finden, denn ihresgleichen gab es im ganzen Walde nicht. Vom Fuß bis zu dem ersten Ast waren es wohl 100 Meter; der Königssohn ging um den Baum herum. Da kam sie schon, die ihm stets half. «Du wirst Dir die Haut von den Händen und Füßen schürfen», sagte sie. «Ach ja, ich falle schneller herunter, wie ich hinaufklettere», erwiderte er. «Wir haben keine Zeit zu verlieren», sagte des Riesen Tochter, steckte einen Finger nach dem andern in den Baum und machte so eine Leiter, an der der Königssohn bis zu dem Hohlennest emporkletterte. Als er an dem Neste war, rief sie: «Beeile Dich und nimm die Eier, meines Vaters Atem versengt mir den Rücken». In der Eile ließ sie ihren kleinen Finger oben im Baume stecken. «Nun geh' nach Hause mit den Eiern, und heute abend wirst Du mich heiraten, nur mußt Du mich kennen», sagte sie. «Meine Schwestern und ich werden ganz gleich gekleidet und zum Verwechseln ähnlich sein, deshalb sieh mich an. Wenn mein Vater zu Dir sagt: Königssohn, geh zu Deiner Gemahlin — da wirst Du die Hand ohne den kleinen Finger sehen». Er ging und gab dem Riesen die Eier. «Gut, gut, richte Dich nur für die Hochzeit heute abend».

Die Hochzeit wurde gefeiert und was für eine Hochzeit, Riesen und Edelleute und der Sohn des Königs der grünen Stadt waren anwesend. Nach der Trauung wurde getanzt und wie! Des Riesen Haus zitterte und drohte einzustürzen. Als es Zeit zur Ruhe war, sagte der Riese: «Sohn des Königs von Tethertown, ziehe Dich nun in Dein Schlafgemach zurück, wähle aber zuvor Deine Braut inmitten dieser Frauen».

Sie hob die Hand empor, an der der kleine Finger fehlte, und diese Hand ergriff er rasch.

«Auch diesmal hast Du es getroffen, doch wer weiß, ob ich Dich nicht doch einmal fange», sagte der Riese.

Sie begaben sich zur Ruhe. «Du darfst nicht schlafen», sagte sie, «sonst wirst Du sterben. Wir müssen eiligst fliehen, oder mein Vater bringt Dich um».

Sie schlüpften zur Tür hinaus und holten die graue Stute aus dem Stall. «Warte ein wenig», sagte sie, «ich will meinem Vater noch einen Streich spielen». Sie stieg wieder vom Pferd und schnitt einen Apfel in neun Teile, zwei Teile legte sie an das Kopfende des Bettes, zwei Teile zu den Füßen, zwei vor die Küchentür, zwei vor das Haustor und einen mitten in den Weg.

Der Riese erwachte und rief: «Schlaft Ihr?» «Noch nicht», erwiderte der Apfel am Kopfende des Bettes. Über eine Weile rief der Riese abermals. «Wir schlafen noch nicht», sagte der Apfel am Fußende des Bettes. Wieder etwas später rief der Riese: «Schlaft Ihr?» «Noch nicht», riefen die Äpfel vor der Küchentür. Noch später rief der Riese wieder. Der Apfel am Haustor gab zur Antwort: «Noch nicht». «Ihr flieht», sagte der Riese und sprang zum Bett heraus, rannte in ihr Zimmer und schaute in das kalte, leere Bett.

«Meine Tochter hat mich überlistet», sagte der Riese, «doch ich hole sie ein».

Mitten am Tage sagte des Riesen Tochter, der Atem ihres Vaters verenge ihren Rücken. «Steck schnell Deine Hand in das Ohr der Stute und wirf hinter Dich was Du darin findest», sagte sie zum Königssohn. «Ein Schwarzdornzweig steckt drin», erwiderte er. «Wirf ihn hinter Dich», befahl sie.

Kaum war dies geschehen, als ein undurchdringlicher, 20 Meilen breiter Wald von Schwarzdorn sich hinter ihnen erhob. Die Zweige waren so dicht verwachsen, daß kein Wiesel durchschlüpfen konnte. Der Riese kam mit aller Macht herangerast und verkratzte sich in blinder Wut Gesicht und Hände.

«Oh, die List meiner Tochter hält mich auch hier zurück; hätte ich nur meine Axt und das Holzmesser, so könnte ich mir einen Weg bahnen.» Der Riese ging heim, holte sich sein Werkzeug und

hieb sich einen Weg durch das Dickicht. «Ich lasse Axt und Messer bis zu meiner Rückkehr hier», sagte der Riese. «Wenn Du sie liegen läßt», kreischte ein Wichtel, der auf dem Baume saß, «so stehlen wir sie Dir».

«Das tust Du sowieso», erwiderte der Riese. «Aber ich will sie dennoch heimbringen», und er trug Axt und Messer nach Hause. Als die Sonne am höchsten stand, fühlte des Riesen Tochter abermals den Atem ihres Vaters ihren Rücken versengen.

«Steck die Hand in das Ohr der Stute und wirf hinter Dich, was Du darin findest». Er zog einen grauen Steinsplitter hervor und im nächsten Augenblick stand ein Felsblock von 20 Meilen Höhe und Breite hinter ihnen. Der Riese kam im Sturmschritt darauf los und schlug sich die Nase an der Steinwand blutig.

«Die List meiner Tochter übertrifft alles, was ich bis jetzt erlebt», sagte der Riese, «hätte ich meinen Hebel und meine große Hacke, so würde ich meinen Weg auch durch den Felsen hauen».

Er holte sich das Werkzeug und zersplitterte das Gestein, da er die Jagd doch nicht aufgeben wollte; bald war er mit der Arbeit fertig. «Ich lasse die Sachen hier liegen und gehe nicht wieder heim.»

«Was Du hier liegen läßt», sagte der Wichtel, «stehlen wir.»

«Tu das, wenn es Dich freut, ich habe keine Zeit zu verlieren.» Um Mitternacht sagte des Riesen Tochter, sie fühle wieder den Atem ihres Vaters ihren Rücken versengen. «Schau in das Ohr der Stute und nimm, was Du darin findest, sonst sind wir verloren, mein Königssohn». Er tat wie ihm geheißen und fand diesmal eine mit Wasser gefüllte Blase. Er warf sie hinter sich und gleich lag ein 20 Meilen breiter, tiefer See hinter ihnen.

Der Riese kam herangerast und ehe er sich versah, befand er sich mitten im See, wo er versank und nie mehr gesehen ward.

Am folgenden Tag gelangten die Reisegefährten in die Nähe des väterlichen Schlosses, das sie in der Ferne liegen sahen. «Da

mein Vater ertrunken ist», sagte sie, «wird er uns nicht mehr belästigen; doch bevor wir weiter gehen, geh' Du in Deines Vaters Haus und erzähle, was sich begeben und daß Du mich geheiratet hast. Doch höre, laß weder Mensch noch Tier Dich küssen, denn wenn das geschieht, wirst Du mich so vergessen, als ob Du mich nie gesehen.» — Ein jeder, der ihm begegnete, bewillkommnete und beglückwünschte ihn; er bat seinen Vater und seine Mutter, ihn nicht zu küssen; doch das Unglück wollte, daß ein alter Hirschhund ihn wiederkannte, an ihn heraufsprang und ihn leckte. Darnach erinnerte er sich nicht mehr an die Tochter des Riesen.

Als er sie verließ, setzte sie sich an eine Quelle und nun wartete sie, aber der Königssohn kam nicht wieder. Bei hereinbrechender Nacht kletterte sie auf eine Eiche neben der Quelle und schlief in deren Krone wohl die ganze Nacht. Als die Frau des Schusters zur Quelle kam, um Wasser zu schöpfen, sah sie den Schatten, welchen der Baum auf das Wasser warf und glaubte, es sei ihr eigener Schatten; — bis zu dem Tage hatte sie nicht geahnt, wie schön sie war und nun sah sie ihr Spiegelbild im Wasser. Sie warf den Krug zu Boden, der in Stücke zerbrach und eilte ohne Wasser nach Hause.

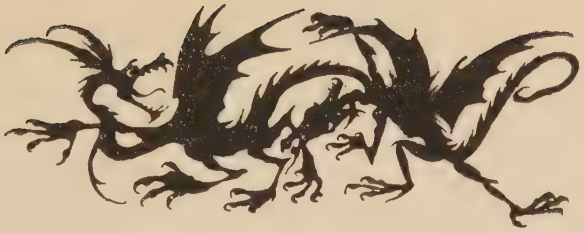
«Weib, wo hast Du das Wasser?» frug der Schuster. «Du verächtlicher, zitteriger, alter Kerl, ich hab' Dir lange genug wie eine Sklavin Dein Holz und Wasser geholt». «Weib, ich glaub', Du bist verrückt! Tochter, geh' schnell und hole Deinem Vater einen Trunk frischen Wassers.» Die Tochter ging und ihr geschah wie der Mutter. Bis heute wußte sie nicht, wie lieblich und schön sie war und gleich eilte sie nach Hause. «Wo bleibt das Wasser?» frug der Vater. «Du alter Stubenhocker, glaubst Du, ich wolle Deine Sklavin sein?» Der arme Schuster dachte, die Frauen hätten sich gegen ihn verschworen und so ging er selbst zur Quelle und erblickte den Schatten; als er darauf im Geäst des Baumes suchte, entdeckte er die schönste Frau, die er je gesehen. «Dein Sitz ist schwankend, aber Dein Antlitz ist schön», sagte der Schuster. «Steig' herab, denn ich bedarf Deiner für einige

Zeit in meiner Hütte.» Der Schuster hatte begriffen, daß der Schatten die Ursache des Wahnsinns seiner Frauen war.

Der Schuster führte sie zu seiner Hütte und versicherte ihr, daß trotz seiner Armut sie ihren Teil von all' seinem Hab und Gut erhalten solle. Nach Verlauf einiger Tage kam ein Schwarm junger Edelleute zu dem Schuster, um Schuhe zu bestellen, denn des Königs Sohn war heimgekehrt und wollte Hochzeit feiern. Die Edelknaben sahen des Riesen Tochter und wähnten, nie etwas schöneres erblickt zu haben. «Welch' schöne Tochter habt Ihr, Schuster!» sagte der Eine zu dem Manne. «Ja, sie ist schön, aber nicht meine Tochter», erwiderte der Schuster. «Heiliger Nikolaus, ich gäb' wohl 100 Pfund, um sie zu freien». Die beiden Anderen stimmten ihm bei. Der arme Schuster versicherte, er habe nichts darein zu reden. «Aber», meinten die jungen Leute, «fragt das Mädchen heute abend und laßt uns morgen die Antwort wissen.» Als die Edelleute fortgegangen waren, frug sie den Schuster: «Was sagten die Herren von mir?» Der Schuster berichtete ihr alles genau. «Eile ihnen nach», befahl sie, «und sage ihnen, daß ich einen von ihnen ehelichen will, er soll aber seine Geldtasche mitbringen». Der Jüngling kam gleich zurück und gab dem Schuster 100 Pfund als Morgengabe. Sie begaben sich zur Ruhe, und als des Riesen Tochter sich niedergelegt hatte, bat sie den Jüngling, ihr ein Glas Wasser zu bringen, das auf dem Fensterims auf der anderen Seite des Zimmers stand. Er ging sogleich es zu holen, doch blieb er die ganze Nacht mit dem Glas Wasser in der Hand gebannt an dem Fenster stehen. «Junge, willst Du Dich nicht niedersetzen?» Er aber konnte sich nicht vor Morgengrauen von der Stelle rühren. Als der Schuster an die Zimmertüre kam und klopfte, bat sie ihn, den lümmelhaften Jungen fortzuweisen. Der Freier ging beschämt nach Hause und erzählte keinem, wie es ihm ergangen. Am folgenden Tag kam der Zweite, und sie verhielt sich genau wie zuvor. «Sieh nach», sagte sie zu dem Jüngling, «ob der Schlüssel in der Türe umgedreht ist». Der

Schlüssel aber ließ seine Hand nicht mehr frei, und er mußte die ganze Nacht an der Türe stehen. Erst bei Morgengrauen wich der Bann von ihm, und er schlich beschämt davon. Da er nun auch seinem Kameraden nicht verriet, was ihm passiert, kam dieser am dritten Tage. Wie es den Anderen ergangen, so erging es auch ihm; sein Fuß blieb an der Diehle haften und so stand er bis zum Morgengrauen und ging dann seines Weges, ohne umzuschauen. «So», sagte das Mädchen zu dem Schuster, «das Geld ist Dein, ich bedarf keines. Dir tut es gut, und ich bin durch Deine Güte nicht schlecht gefahren». Der Schuster hatte die Schuhe an dem Tage fertig, an welchem der Königssohn Hochzeit halten sollte. Der Schuster richtete sich, um selbst die Schuhe im Schlosse abzuliefern, und das Mädchen sagte zum Schuster: «Ich möchte wohl den Königssohn sehen, bevor er heiratet». «Komm mit mir», erwiderte der Schuster. «Ich bin mit der Dienerschaft im Schlosse befreundet, und Du sollst den Königssohn und all die Hochzeitsgäste sehen». Als die Edelleute das schöne Mädchen sahen, führten sie es in den Hochzeitssaal und gaben ihm Wein zu trinken. Als die Riesentochter die Lippen an den Rand des Glases setzte, stieg eine blaue Flamme daraus empor, und eine goldene und eine silberne Taube flogen aus dem Glase. Sie flogen in dem Saal herum und auf einmal fielen drei Gerstenkörner zu Boden. Die silberne Taube pickte sie auf und aß sie, da sprach die goldene Taube: «Wenn Du des Stalles gedächtest, den ich putzte, würdest Du die Körner nicht essen, ohne mit mir zu teilen». Wiederum fielen drei Gerstenkörner zu Boden, und die silberne Taube pickte sie auf und aß sie wie zuvor: «Wenn Du des Stalles gedächtest, den ich für Dich mit Federn ausfütterte, würdest Du die Körner nicht essen, ohne mit mir zu teilen», sagte die goldene Taube. Abermals fielen drei Gerstenkörner zu Boden, und die silberne Taube pickte sie auf und aß sie. «Wenn Du des Dohlennestes gedächtest, wo ich Dir half, die Eier holen, würdest Du die Körner nicht essen, ohne mit mir zu teilen», sagte die goldene Taube, «ich verlor dabei meinen

kleinen Finger und möchte ihn gern wieder haben». Da erinnerte sich der Königssohn, wen er gefreit und sprang von dem Treppensessel auf und küßte sie vor allen Leuten. Und als der Pfarrer kam, wurden sie zum zweiten Male getraut.



Lludd und Llevelys.

Ein Märchen aus Wales.

Beli der Große, Sohn des Manogan, hatte drei Söhne, Lludd und Caswallawn und Nynya. Die Geschichte berichtet aber noch von einem vierten Sohn, namens Llevelys. Nach dem Tode Belis fiel das Königreich der britischen Inseln seinem ältesten Sohne Lludd zu. Lludd's Regierung war eine glückliche. Er baute die Ringmauern um London wieder auf und versah sie mit zahllosen Türmen. Darnach ersuchte er seine Untertanen, sich Häuser in der Umfassung zu bauen und zwar solch' prächtige Häuser, wie es im ganzen Königreich keine mehr gab; außerdem war er ein großer Krieger. Er war großmütig und freigebig und versagte niemand, der darum bat, Nahrung noch Getränk. Obgleich er sehr viele Schlösser und Städte besaß, bevorzugte er doch eine vor allen; darin lebte er den größten Teil des Jahres und nannte sie deshalb Caer Lludd und später kurzweg Caer London. Und nachdem noch viele Fremde hinzugezogen waren, nannte man die Stadt London.

Lludd liebte Llevelys am meisten von allen seinen Brüdern, weil er ein kluger und schweigsamer Mann war. Als er hörte, daß der König von Frankreich gestorben und als einzigen Erben nur eine Tochter hinterlassen, kam Lludd zu seinem Bruder, um Rat und Hülfe zu suchen. Und das tat er nicht so sehr für sein eigenes Wohl, als um seiner Familie durch eine Heirat mit der französischen Königstochter zu noch größerer Macht und Ehre zu verhelfen. So

besprach er die Angelegenheit mit seinem Bruder, und dieser gab ihm einen Rat, der ihm gefiel.

Er rüstete Schiffe aus, bestieg dieselben mit vielen bewaffneten Rittern und fuhr nach Frankreich hinüber. Als sie gelandet, schickte er sofort Boten, um den Edelleuten Frankreichs den Grund seines Besuches kund zu tun. Die französischen Prinzen und Edelleute versammelten sich und hielten Rat und darnach wurde die Krone des Königreichs Llevelys zugesprochen. Und er herrschte klug und weise in dem Land und war sein Leben lang glücklich.

Über eine Weile befielen solch' furchtbare Heimsuchungen die britischen Inseln, wie man sie seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Die erste war eine Menschenrasse, welche herüber kam und sich Coranian nannte. Sie besaßen solch' große Kenntnisse, daß niemand mehr ein Wort auf der Insel sprechen konnte, ohne daß der Wind es ihnen zutrug. Und deshalb konnte ihnen niemand ein Leid antun. Sie zahlten mit verzaubertem Geld, dem Geld der Zwerge. Dieses Geld scheint im ersten Augenblick, wenn man es erhält, gutes Geld zu sein, aber bald verwandelt es sich in Mist, Steine oder in irgend einen andern Schund.

Die zweite Heimsuchung war ein fürchterlicher Schrei, der sich an jedem Maiabend auf der ganzen Insel, in jedem Haus wiederholte. Und dieser Schrei war so fürchterlich, daß er der Menschen Herz durchschnitt und sie so verwundete, daß die Männer ihr gutes Aussehen und ihre Kraft verloren und die Frauen ihre Kinder; die Mädchen und die jungen Männer wurden ohnmächtig und alle Tiere und Bäume, die Erde und das Wasser wurden unfruchtbar.

Die dritte Heimsuchung befiel den Hof des Königs. Wie viel Vorräte und Eßwaren man auch kaufte und zubereitete, immer waren sie verschwunden, und ebenso ging es mit Vorräten von Fleisch und Wein, deren man genug für ein Jahr einkaufte und welche doch am nächsten Tag nicht mehr zu finden waren. Von den beiden

ersten Heimsuchungen wußte niemand den Grund. Die dritte sollte bald klar zu Tage treten.

König Lludd fühlte großen Kummer und Sorge, denn er wußte nicht, auf welche Weise diesen Heimsuchungen ein Ende zu bereiten; und so rief er denn alle Edelleute seines Königreichs zusammen und frug sie um Rat. Die Edelleute baten ihn aber einstimmig, zu seinem Bruder Llevelys, König von Frankreich, zu gehen; denn der war ein gar weiser Mann und wußte für alles Rat. Und so rüsteten sie insgeheim eine Flotte aus; denn die Coranian durften den Grund ihrer Reise nicht erfahren und damit es niemand verrate, sollten nur der König und seine Leute darum wissen. Als sie bereit waren, stiegen sie auf die Schiffe, setzten die Segel auf und fuhren nach Frankreich hinüber. Und als diese Nachricht Llevelys gebracht wurde, welcher den Grund der Reise seines Bruders nicht kannte, kam er ihm mit einer großen Flotte entgegen. Als Lludd dies sah, befahl er den Schiffen, auf hoher See zu halten und fuhr in einem einzigen seinem Bruder entgegen, welcher auch seinerseits nun mit einem Schiffe zu seiner Begrüßung ankam. Und als sie einander sahen, umarmten sie sich herzlichst in brüderlicher Liebe. Als Lludd nun seinem Bruder den Grund seiner Reise auseinandergesetzt, erwiderte Llevelys, daß er sehr wohl den Grund dieser Heimsuchungen kenne. Während sie sich miteinander besprachen, gaben sie Acht, daß niemand ein Wort davon hören konnte und daß auch der Wind nicht ihre Worte davontragen und den Coranian verraten möchte. Um dies zu verhindern, ließ Llevelys ein großes Horn aus Messing machen und durch dieses Horn durch sprachen sie miteinander. Aber was immer sie auch durch das Horn sprachen, keiner von ihnen konnte etwas anderes wie feindselige und böse Worte hören. Als Llevelys dies bemerkte, erkannte er, daß ein böser Zauberer ihre Absicht durchkreuzte; deshalb ließ er dies Horn mit Wein füllen, um es zu reinigen. Die Kraft des Weines vertrieb den bösen Zauberer aus dem Horn. Und als ihr Gespräch auf keinen Widerstand mehr

traf, sagte Llevelys seinem Bruder, daß er ihm einige Käfer geben wolle, damit die Heimsuchung nicht ein zweites Mal sein Land befalle. Einen Teil der Käfer sollte er in Wasser zerdrücken und dieses Wasser, versicherte er ihm, würde die Macht haben, die Coranian zu vernichten. Er sollte, sobald er in sein Königreich zurückgekehrt, alle Bewohner des Landes, sowohl die seiner eigenen Rasse als die der Rasse der Coranian, zusammenrufen, unter dem Vorwand, Frieden mit ihnen zu schließen. Und wenn sie dann alle versammelt wären, sollte er alle miteinander mit dem Zauberwasser besprengen. Er versicherte ihm, daß dieses Wasser die Rasse der Coranian vergiften würde, ohne die Seinen zu töten oder ihnen irgendwelchen Schaden zuzufügen.

«Und was nun die zweite Heimsuchung anbetrifft», sagte er, «so besteht sie in einem Drachen, der in Deinem Lande lebt und der mit einem Drachen eines fremden Landes kämpft und ihn zu überwältigen versucht. Daher kommt der furchtbare Schrei, welchen ihr so oft vernehmt. Du kannst leicht auf den Grund dieses Übels kommen, wenn Du nach Deiner Heimkehr die Insel in der Breite und Länge abmessen läßt; dort, wo Du genau den Mittelpunkt findest, mußt Du eine tiefe Grube graben lassen und ein Faß des besten Mets hineinstellen. Dasselbe mußt Du mit einem kostbaren Seidenstoff bedecken. Alsdann mußt Du in eigener Person neben der Grube Wache halten, und Du wirst alsbald den Drachen in der Gestalt eines entsetzlichen Tieres kämpfen sehen. Bald wird auch der zweite Drache erscheinen, und sie werden sich beide in fliegende Drachen verwandeln und einander in der Luft bekämpfen. Und zuletzt, wenn sie beide des Kampfes müde sind, werden sie als zwei Schweine auf die seidene Decke fallen und in dem Met bis auf den Grund versinken. Sie werden beide den Met austrinken und dann einschlafen. Sobald Du siehst, daß dies geschehen, schlägst Du die Seidendecke über ihnen zusammen und steckst sie in einen Eisenkoffer, den Du in Dein stärkstes und tiefstes Burgverlies tief in die

Erde eingräbst. Und so lange als sie dort gefangen ruhen, wird keine Heimsuchung die britischen Inseln mehr befallen.

«Die dritte Heimsuchung kommt Dir von einem gar mächtigen Zauberer, welcher Dein Fleisch, Deinen Wein und Deine Vorräte jede Nacht wegnimmt. Kraft seiner Zaubermittel versenkt er alle Wächter in Schlaf. Deshalb mußt Du selbst die Wache über Deine Vorräte übernehmen. Sollte Dich der Schlaf befallen, so sorge dafür, daß neben Dir ein Faß mit kaltem Wasser steht und sobald der Schlaf Dir naht, steige in das kalte Wasser hinein».

Hierauf fuhr Lludd in sein Königreich zurück und versammelte augenblicklich seine Untertanen und die Coranier um sich. Und wie Llevelys ihm geraten, zerquetschte er die Käfer im Wasser, mit welchem er die versammelten Bewohner seines Landes bespritzte und hiermit die Rasse der Coranier vertilgte, ohne einen Briten zu verletzen.

Bald darnach befahl Lludd, die Insel in ihrer Länge und Breite auszumessen. In Oxford fand sich der Mittelpunkt und hier ließ er die tiefe Grube in die Erde graben und das Faß, gefüllt mit dem besten Met, hineinversenken, und er überdeckte es mit kostbarer Seide. Die Nacht hielt er Wache und während er da saß, sah er die Drachen miteinander kämpfen und wie vorausgesagt, fielen sie, als sie müde waren, aus der Luft herunter, und die zwei Schweine versanken in dem Faß mit Met und rissen die Seidendecke mit sich hinab. Und als sie den Met getrunken hatten, schliefen sie ein. Nun deckte Lludd die Zipfel der Seidendecke über sie, ließ sie an den sichersten Ort, welchen er in Snowdon besaß, bringen und dort vergraben. Darnach wurde der Ort Dinas Emreis oder noch früher Dinas Pharaon genannt, und somit hörte man nie mehr des Abends den furchtbaren Schrei.

Als diese Tat vollbracht, ließ König Lludd ein großartiges Gastmahl herrichten. Und als dies Gastmahl bereit stand, ließ er ein großes Schaff mit kaltem Wasser neben sich stellen und über-

nahm die Wache. Er hatte hierzu seine Rüstung angelegt und als die dritte Wachtablösung der Nacht kam, hörte er merkwürdigen Gesang und hatte ganz wunderliche Erscheinungen. Bald befiel ihn die Müdigkeit. Er jedoch sprang jedes Mal, um den Schlaf zu bekämpfen, in das Schaff mit kaltem Wasser, und schließlich kam ein Riese in großer Waffenrüstung mit einem Sack in den Saal. Und wie es seine Gewohnheit war, steckte er alle Vorräte und Lebensmittel und Wein in den Sack und wollte sich damit forttrollen. Am meisten staunte Lludd darüber, daß der Sack so große Mengen Nahrung aufnehmen konnte.

König Lludd ging dem Riesen nach und redete ihn an: «Halt ein! Halt ein!» sagte er. «Du hast viel Schaden und Verderben gebracht und damit soll nun ein Ende sein, es sei denn, daß Deine Waffenkunst und Dein Mut größer wie der meine ist.»

Der Riese stellte sofort seinen Sack auf den Boden und wartete des Königs. Ein heftiger Kampf entspann sich, sodaß Feuerfunken aus ihren Waffen sprangen. Doch Lludd bezwang ihn, und das Schicksal ließ ihn Sieger sein. Mit einem kühnen Streich warf er den Riesen zur Erde, welcher ihn bald um Gnade anflehte. «Wie kann ich dich begnadigen», sagte der König, «nach all dem Schaden und Unheil, das Du mir angetan.» «Für all den Schaden, den ich Dir je getan», sagte der Riese, «will ich Dir Ersatz leisten, und von heute ab bin ich nicht mehr Dein Feind, sondern Dein treu ergebener Vasall.» Und der König gab sich damit zufrieden.

Auf diese Weise befreite Lludd sein Inselreich von den drei Heimsuchungen. Und von diesem Tag an bis zu dem Ende seines Lebens regierte Lludd, Sohn des Beli, in Frieden und Wohlfahrt die britischen Inseln. Und diese Geschichte heißt die Sage von Lludd und Llevelys, und damit ist das Märchen aus Wales zu Ende.

Guleesh.

Ein irisches Märchen.

In der Grafschaft von Mayo lebte einst ein Jüngling, namens Guleesh. Nicht weit von seinem Hause befand sich der uralte Grabhügel eines irischen Häuptlings, und der Jüngling hatte die Gepflogenheit, sich oft des Abends auf den Graswall zu setzen, der ihn umfriedigte. Eines Abends stand er in dem Giebel seines Hauses und sah in den Sternenhimmel hinauf nach dem silberschimmernden Mond. Nachdem er so einige Stunden in die Nacht hinaus geträumt, sagte er zu sich: «Mein größter Kummer ist, daß ich niemals von hier fortgegangen bin. Ich wünschte, ich wäre an allen andern Orten der Welt, nur nicht hier. Ach, silberner Mond, Du hast es gut, kannst immer rund und rund Dich drehen, wie es Dir gefällt, und niemand kann Deinem Lauf Einhalt gebieten. Ich wünschte, ich wär' wie Du.»

Kaum war dies Wort seinem Munde entflohen, als er einen großen Lärm hörte; es klang wie eine Menschenmasse, die hastig sprechend und lachend über die Heide eilt, es klang auch wie ein Wirbelwind, und er hörte, wie sie in den alten Häuptlingshügel

eindrangen. «Bei meiner Seel', Muscha,» sagte er, «die sind fröhlich, denen geh' ich nach.»

Niemand anders als den Feenkönig fand er in dem Häuptlingshügel. Zuerst erkannte er nicht, wen er vor sich hatte. Er folgte ihm aber dennoch. Und hier hörte er das sulparni und solporni, das Rap-lay-hoota und das rollya-bollya und alle riefen: «Mein Pferd, mein Zaumzeug und meinen Sattel, mein Pferd, mein Zaumzeug und meinen Sattel!»

«Meiner Treu!» sagte Guleeih, «das ist nicht dumm, ich mach's nach.» Und so rief auch er: «Mein Pferd, mein Zaumzeug, meinen Sattel!» Im nächsten Augenblick stand ein schönes Pferd mit goldenem Zaumzeug und silbernem Sattel vor ihm. Er schwang sich hinauf, und sobald er auf seinem Rücken saß, sah er, daß die ganze Heide mit Pferden und Zwergen, welche auf ihnen ritten, angefüllt war.

Einer unter ihnen sprach ihn an: «Guleeih, kommt Ihr heute nacht mit uns?»

«Gewiß», erwiderte Guleeih.

«Nun, also kommt mit», sagte der Zwerg, und so ritten sie wie der Wind, schneller wie das schnellste Pferd, das er jemals auf einer Jagd gesehen und schneller wie der Fuchs und die Hunde, welche hinter ihm herjagen.

Sie überholten den kalten Winterwind, der vor ihnen herbrauste, und als der kalte Winterwind hinter ihnen war, holte er sie nicht mehr ein. Und ohne Halt ging der rasende Ritt weiter, bis sie an's Meer kamen.

Hier sagte nun ein jeder: «Hals über Kopf» und in demselben Augenblick waren sie hoch in der Luft, und ehe Guleeih noch Zeit hatte sich zu besinnen, waren sie schon wieder auf dem Lande, und die wilde Jagd ging weiter. Endlich hielten sie an und einer der Zwerge sagte zu Guleeih: «Guleeih, wißt Ihr, wo Ihr seid?»

«Nicht, daß ich wüßte», sagte Guleeih.

«Du bist in Rom, Suleeih», erwiderte der Zwerg, «wir wollen aber weiterreiten. Die Tochter des Königs von Frankreich soll heute nacht Hochzeit halten, und da sie wohl die schönste Frau unter der Sonne ist, müssen wir unser möglichstes versuchen, um sie zu entführen; und Du mußt mit uns kommen, damit wir sie hinter Dich auf's Pferd setzen können; denn uns ist es nicht erlaubt, ein sterbliches Wesen hinter einen der Unseren auf's Pferd zu setzen. Du bist vom selben Fleisch und Blut, und sie hat an Dir einen guten Halt und wird nicht vom Pferd fallen! Bist Du einverstanden, Suleeih? Willst du tun, wie Dir geheißen?»

«Warum sollt ich nicht einverstanden sein?» sagte Suleeih. «Ich will alles tun, was Ihr mir sagt, aber sag an, wohin gehen wir?»

«Wir gehen in den Palast des Königs von Frankreich», sagte das Zwergvolk, «und wenn möglich werden wir seine Tochter entführen.»

Und nun sagte ein jeder zu seinem Pferde: «Hü, hott,» und die Pferde fingen zu galoppieren und zu tanzen an.

Sie überholten den kalten Winterwind, der vor ihnen herbrauste, und der kalte Winterwind, der hinter ihnen war, holte sie nicht mehr ein, und sie hielten mit der tollen Jagd nicht inne, bis sie vor dem Schloß des Königs von Frankreich standen.

Hier stiegen sie vom Pferd, und ein Mann unter ihnen sagte ein Wort, das Suleeih nicht verstand. In demselben Augenblick wurden sie in die Luft gehoben, und Suleeih fand sich und seine Gefährten inmitten des Palastes. Hier war ein großes Fest im Gange, und es fehlte kein Edelmann, kein Ritter aus dem ganzen Königreiche. Sie waren alle in Seide und Sammet und Gold und Silber gekleidet, und die Nacht war taghell erleuchtet durch all' die Lampen und Kerzen, welche in dem Saale brannten, und Suleeih mußte die Augen schließen, so blendete ihn der Glanz. Als er die Augen wieder öffnete und um sich sah, glaubte er, niemals etwas so Wundervolles erblickt zu haben. Vor ihm standen 100 Tische, reich mit Fleisch und Wein bestellt und mit Kuchen und Pasteten; auch Milch und

Wein und jedes erdenkliche Getränk war in Hülle und Fülle vorhanden. An beiden Enden des Saales saß die Musik und spielte die wundervollsten Weisen, die je eines Mannes Ohr vernommen, und junge Frauen und Männer tanzten in der Mitte des Saales den Reigen und drehten sich so leicht und geschwinde, daß es Guleesh ganz schwindelig zu Mute wurde vom Zusehen. Sie neckten einander und lachten und spielten, denn solch' ein Fest wie heute hatte man seit 20 Jahren in Frankreich nicht mehr erlebt, weil der alte König kein Kind außer dieser einzigen Tochter mehr hatte, und sie sollte heute abend einem Königssohn angetraut werden. Drei Tage schon dauerte das Fest, und am dritten Tag sollte Hochzeit sein und dies war gerade der Abend, an dem Guleesh und die Zwerge ankamen, in der Hoffnung, daß sie des Königs schöne Tochter entführen könnten.

Guleesh und seine Gefährten standen an einem Ende des Saales um einen großen Altar herum, hinter dem zwei Bischöfe warteten, um die Jungfrau zur gegebenen Zeit mit ihrem Gemahl zu trauen. Niemand konnte Guleesh und die Zwerge sehen, denn als sie den Saal betraten, sagte einer der Zwerge ein Wort, das sie unsichtbar machte.

«Sag mir, welche unter ihnen ist des Königs Tochter?» frug Guleesh, nachdem er sich ein wenig an das festliche Treiben um sich gewöhnt hatte.

«Siehst Du sie denn nicht von dort, wo Du stehst?» antwortete der Zwerg, an den er sich gewendet.

Guleesh sah nach der Richtung, die der Zwerg ihm wies, und dort stand die schönste Frau der Erde. Auf ihrem Gesicht wetteiferten Rosen und Lilien und niemand konnte sagen, wer den Sieg davontrug. Ihre Arme und Hände waren wie Lindenblüten, ihr Mund wie eine Erdbeere so rot, ihr Fuß so fein und zierlich wie sonst die Hände eines Mädchens, ihre Gestalt schlank und biegsam, ihr Haar fiel wie eine Welle von Gold auf ihre Füße. Ihr Schleier und ihr Kleid waren in Gold und Silber gewebt, und der Stein im Ring an ihrem Finger glänzte wie die Sonne.

Guleeſh war von all der Schönheit und Lieblichkeit geblendet. Als er ſie aber wieder anblickte, ſah er, wie Tränen über ihre Wangen herabfielen und ihre Augen verdunkelten. «Wie iſt es möglich», ſagte Guleeſh, «daß ſie trauert, wenn alle um ſie herum vor Glück und Freude ſtrahlen?»

«Muſcha, natürlich trauert ſie», ſagte der Zwerg, «denn ſie ſoll gegen ihren Willen den Mann, den ſie nicht liebt, heiraten. Der König wollte ſie ihm ſchon vor drei Jahren geben, als ſie erſt 15 Jahre zählte. Da ſchützte ſie aber ihre Jugend vor und bat ihn, ſie noch nicht zu verheiraten. Der König ſchenkte ihr ein Jahr und als dies Jahr herum war, ſchenkte er ihr noch ein Jahr und dann noch eins. Aber heute will er ihr weder eine Woche noch einen Tag mehr geben; denn heute iſt ſie 18 Jahre alt, und die Zeit zum Heiraten iſt für ſie gekommen. «Aber», ſagte er und ſchnitt eine abſcheuliche Grimaſſe, «kein Königsſohn ſoll ſie freien, wenn ich es hindern kann».

Guleeſh war von Mitleid für die ſchöne, junge Prinzeſſin erfüllt, und ſein Herz wollte zerbrechen, als er dachte, daß man ſie zwingen wolle, einen Mann zu heiraten, den ſie nicht liebte, oder, was noch ſchlimmer war, ſo einen häßlichen Zwerg als Gemahl zu nehmen. Er ſchwieg aber ſtille, obſchon er innerlich das Mißgeſchick bejammerte, welches ihn in die Macht der Zwerge gebracht, denen er nun helfen mußte, ſie zu entführen.

Er überlegte, wie ihr wohl zu helfen ſei, aber es wollte ihm nichts einfallen. «Ach, wenn ich ihr nur helfen und ſie retten könnte», ſagte er zu ſich, «ſollte ich auch darüber ſterben, aber ich ſehe keinen Ausweg».

Er ſah, daß der Königsſohn ſich ihr näherte und ſie um einen Kuß bat, ſie aber wandte den Kopf weg. Guleeſh fühlte immer größeres Mitleid mit ihr, als er ſah, wie der Jüngling ihre weiße, weiche Hand ergriff und ſie zum Tanze führte. Sie tanzte an Guleeſh vorbei, und er ſah die Tränen in ihren ſchönen Augen ſtehen.

Du mit einer stummen Frau? Es ist Zeit, daß wir gehen. — Du aber, Suleeih, wirst noch lange an uns denken.»

Als er dies gesagt, streckte er beide Hände in die Luft und ehe noch Suleeih antworten konnte, waren er und sein Zwerggefolge in dem Häuptlingshügel verschwunden.

Er wandte sich zur Jungfrau und sagte: «Gott lob, sie sind verschwunden. Wollt Ihr nicht lieber bei mir, als wie bei ihnen bleiben?» Sie gab keine Antwort, «Kummer und Gram wohnen wohl noch in ihrem Herzen», sagte Suleeih zu sich selbst, und er sprach abermals zu ihr: «Heute nacht müßt Ihr wohl mit der Hütte meines Vaters vorlieb nehmen. edle Jungfrau. Wenn ich etwas für Euch tun kann, so befehlt mir, denn ich bin Euer ergebenster Diener.»

Die Jungfrau schwieg, aber in ihren Augen standen Tränen, und ihr Gesicht ward bald weiß, bald rot.

«Edle Jungfrau», sagte Suleeih, «sagt mir, was Ihr zu tun gedenkt. Ich habe nichts gemein mit dem Zwergvolk, das Euch entführt hat und ging mit ihnen, ohne sie zu kennen. Wenn ich Euch zu Eurem Vater zurückführen kann, will ich es gerne tun. Nur laßt mich Eure Wünsche wissen, damit ich sie befolgen kann.»

Er blickte sie an und sah, wie die Lippen sich bewegten, aber kein Wort entglitt ihnen.

«Wie ist es möglich!» sagte Suleeih, «daß Ihr stumm seid? Ich hörte doch, wie Ihr zu dem Königssohn in dem Palast Eures Vaters heute abend spracht? Oder hat der Teufel Euch wirklich verzaubert, als er mit seiner häßlichen Hand zum Schlage ausholte?»

Die Jungfrau hob ihre schmale, zarte Hand empor und legte ihre Finger auf die Lippen, um ihm zu zeigen, daß sie ihre Stimme verloren und nicht mehr sprechen könne. Tränen rannen wie Silberströme aus ihren Augen und auch Suleeih's Augen wurden feucht, denn unter seiner rauhen Außenseite verbarg er ein weiches Herz und ertrug nicht ohne Kummer den Anblick des trauernden Mädchens. Er begann mit sich zu Rat zu gehen, was er wohl tun solle; denn

er wollte sie nicht in die Hütte seines Vaters bringen, weil ihm doch niemand glauben würde, daß er in Frankreich gewesen und mit des Königs Tochter zurückgekommen war. Er fürchtete, sie würden die Jungfrau verspotten oder schmähen.

Endlich kam ihm ein Gedanke: «Jetzt weiß ich, was ich tue. Ich bringe sie in das Haus des Geistlichen, er wird sich nicht weigern, die Jungfrau aufzunehmen und für sie zu sorgen.» Und somit wandte er sich zu ihr und sagte ihr, daß er sie nicht in die Hütte seines Vaters, sondern zu einem würdigen, alten Priester führen wolle, mit dem er sehr befreundet sei und der gewiß gute Sorge für sie tragen werde, wenn sie bei ihm bleiben wolle. Er aber wolle sie hinführen, wohin es immer ihr Wunsch sei, zu gehen.

Sie neigte ihr Haupt zum Zeichen des Einverständnisses und bedeutete ihm, daß sie gewillt sei, ihm überall hin zu folgen. «So wollen wir denn in das Pfarrhaus gehen», sagte er. «Der Geistliche ist mir verpflichtet und wird mir jeden Wunsch erfüllen.»

Sie gingen also zu dem Pfarrhause und als sie vor der Türe standen, ging gerade die Sonne auf. Guleeih klopfte; trotz der frühen Stunde war der Priester aber schon auf und öffnete selbst die Türe. Er war sehr erstaunt, Guleeih und das Mädchen zu sehen, denn er glaubte, daß sie einer Heirat wegen zu solch' früher Stunde hier erschienen.

«Guleeih, kannst Du denn nicht bis 10 oder 12 Uhr warten? Das ist doch nicht schön von Dir, mich zu solch' früher Stunde einer Trauung halber zu stören. Aber um Gottes Willen,» sagte er plötzlich, als er nochmals die Jungfrau angesehen. «Wen führst Du denn zu mir? Woher kommt sie? Wo bist Du ihr begegnet?»

Nun erzählte ihm Guleeih, daß sie die Tochter des Königs von Frankreich sei.

Der Priester sah ihn wie einen Mann mit zehn Köpfen an. Jedoch ohne ihn weiter mit Fragen zu belästigen, bat er ihn, einzutreten

und als sie im Hausflur standen, schloß er sorgfältig die Türe ab und führte sie in das Wohnzimmer, wo sie sich setzten.

«Nun, Guleelh,» sagte er, «sag' mir, wer die Jungfrau ist, und daß Du nicht Deinen Verstand verloren und Dich nicht über mich lustig machst.»

«Ich sage gewiß keine Lüge und würde es auch nicht wagen, Euch zum Besten zu haben», erwiderte Guleelh. «Aber ich habe wirklich die Jungfrau aus dem Palaste des Königs von Frankreich entführt, und sie ist die französische Königstochter».

Er fing nun an, dem Priester die ganze Begebenheit genau zu erzählen, und der war so erstaunt, daß er nicht umhin konnte, von Zeit zu Zeit in die Hände zu klatschen oder laut zu rufen.

Als Guleelh nun sagte, er sei überzeugt, daß das Mädchen in dem Augenblick gegen ihren Willen verheiratet werden sollte, als er und die Zwerge sie aus dem Palast entführten, errötete das junge Mädchen, und er gewann die Überzeugung, daß sie weit lieber hier sei als die Ehefrau des von ihr gehaßten Mannes. Guleelh versicherte den Geistlichen seiner großen Dankbarkeit, falls er sie in seinem Hause behalten wolle, und der gute Mann willigte ein, sie solange unter seine Obhut zu nehmen, als Guleelh es wünsche. Aber er wisse wirklich nicht, was mit ihr anfangen und wie sie ihrem Vater zurückschicken.

Guleelh erwiderte, daß auch er sich deswegen Sorge mache, daß er aber keinen andern Ausweg sehe, als ruhig abzuwarten, bis sie die Gelegenheit fänden, einen andern Entschluß zu fassen. Sie kamen nun überein, daß der Geistliche im Kirchensprengel erzählen solle, daß sie die Tochter seines Bruders sei, welche zu ihm aus fernen Landen auf Besuch gekommen. Auch mußte er den Leuten sagen, daß sie stumm sei und nach Möglichkeit jeglichen Verkehr von ihr fern halten. Sie sagten sogleich der Jungfrau, wie sie es zu halten gedächten, und sie zeigte durch ihre Blicke und Bewegungen, wie dankbar sie ihnen sei.

Nun ging Guleeih nach Hause, und als seine Leute ihn frugen, wo er so lange gewesen, sagte er, er habe im Freien geschlafen und die ganze Nacht in der Nähe des Heidenhügels verbracht.

Die Nachbarsleute wunderten sich sehr über das Mädchen, welches so plötzlich zu dem Geistlichen gekommen, ohne daß jemand wußte, von wo sie kam, noch was sie dort zu tun hatte, und manche darunter sagten, daß Guleeih nicht derselbe Mann sei wie bisher und es sei doch sehr merkwürdig, wie oft es ihn zu des Geistlichen Haus hinzöge.

Sie hatten wohl Recht, denn es verging kaum ein Tag, daß Guleeih nicht in das Pfarrhaus ging, mit dem Geistlichen sprach und jedesmal in der Hoffnung hinkam, die Jungfrau anzutreffen und mit ihr zu sprechen. Doch leider blieb sie stumm und keiner wußte ihr zu helfen. Da sie sich nun auf keine Weise verständlich machen konnte, hatte sie sich eine Art von Zeichen- und Augensprache mit Guleeih angewöhnt. Sie bewegte Hände und Finger, zwinkerte mit den Augen, öffnete und schloß den Mund, lachte und lächelte und fand tausend andere Zeichen, so daß nicht viel Zeit verstrich, bis sie sich vollständig verstanden.

Guleeih sann beständig nach, auf welche Weise er sie zu ihrem Vater zurückbringen konnte, doch fand sich niemand, der mit ihr reisen wollte; er selbst kannte den Weg nicht, denn vor der Nacht, als er sie heimbrachte, hatte er niemals sein heimatliches Dorf verlassen. Der Geistliche wußte auch keinen Rat, doch schrieb er auf Guleeih's Bitte drei oder vier Briefe an den König von Frankreich und gab sie Kaufleuten und Pilgern mit, welche von Ort zu Ort über das Meer zogen. Die Briefe gingen alle verloren und keiner kam in die Hände des Königs.

So verging Monat für Monat, und Guleeih's Liebe zu dem schönen Mädchen wuchs mit jedem Tag. Er und der Geistliche wußten, daß auch sie ihn liebte. Der Jüngling fürchtete sehr, daß der König eines Tages erfahren würde, wo seine Tochter lebte und sie zurückholen

würde. Deshalb bat er den Priester, nicht mehr zu schreiben, sondern alles Gott und dem Schicksal zu überlassen.

So verging ein Jahr bis zu dem Tage, als Suleeih abermals im Gras lag und es wiederum der letzte Tag des letzten Herbstmonats war, und er überdachte, wie alles sich zugetragen von dem Augenblick an, wo er mit den Zwergen über See gegangen. Plötzlich entsann er sich, daß er in einer Novembernacht in dem Giebel seines Hauses gestanden, als der Wirbelwind kam und die Zwerge mit sich brachte. Und so sagte er zu sich: «Da es nun heute abermals eine Novembernacht ist, will ich mich wieder wie letztes Jahr auf denselben Platz in den Giebel stellen und warten, ob die Zwerge wieder kommen. Vielleicht höre oder sehe ich etwas, das uns helfen kann und Maria (diesen Namen hatte er und der Geistliche der Königstochter gegeben, denn keiner kannte ihren Namen) die Sprache wiedergibt.» Er besprach seine Absicht mit dem Geistlichen, und der Priester gab ihm seinen Segen.

Suleeih ging bei hereinbrechender Nacht zu dem alten Heidenhügel und lehnte sich an einen alten Holzklotz, in Erwartung, was die Mitternacht ihm bringen würde. Langsam stieg der Mond wie eine große, feurige Kugel hinter ihm auf. Auf den Wiesen und den feuchten Feldern lag dicker, weißer Nebel; die Nacht war kalt, aber ruhig wie ein See, den kein Windhauch streicht und keine Welle hervorlockt. Außer dem Zirpen der Insekten war kein Geräusch zu hören; nur von Zeit zu Zeit tönte der heisere Schrei der wilden Gänse durch die Stille, die von einem See zum andern über Suleeih's Kopf hinweg durch die Luft flogen, und das scharfe Pfeifen der goldgrünen Regenpfeifer, die auf- und niederflogen und wieder aufflogen, um einzufallen, wie es ihre Gewohnheit in stillen Nächten ist. Tausend und aber tausend von glänzenden Sternen funkelten über seinem Kopfe, und der Reif hatte das Gras weiß und hart gemacht.

Hier stand er nun Stunden und Stunden, und es wurde immer kälter, so daß bei jeder Bewegung das gefrorene Gras unter seinen

Füßen knirschte. Schließlich glaubte er schon, daß die Zwerge heute nacht nicht kommen würden und daß er wohl besser heimginge, als er aus weiter Ferne ein Geräusch zu hören vermeinte, welches sich ihm näherte, und das er alsbald als ihm bekannt erkannte. Das Geräusch wurde immer stärker. Zuerst klang es, als ob die Wellen an ein steiniges Ufer schlügen, dann war es das Donnern eines großen Wasserfalles, jetzt ein heftiger Sturm, der die Kronen der Bäume schüttelte, und dann der Wirbelwind, welcher in den Heidenhügel hineinstürmte und ein ganzes Rudel Zwerge mit sich brachte.

Alles kam so plötzlich, daß es ihm den Atem verschlug und er beinahe ohnmächtig geworden wäre. Aber er faßte sich schnell und gab genau Acht auf das, was sie wohl sagen würden. Kaum hatten sie sich um den Hügel versammelt, als sie alle schrieen und quiekten und wild durcheinanderschwätzten. Dann erscholl der Ruf: «Mein Pferd, mein Sattel, mein Zaumzeug! Mein Pferd, mein Sattel, mein Zaumzeug!» Guleeih faßte Mut und rief so laut wie die Zwerge: «Mein Pferd, mein Sattel, mein Zaumzeug! Mein Pferd, mein Sattel, mein Zaumzeug!» Kaum war aber das Wort aus seinem Mund, als ein Zwerg ihm zurief: «Oho, Guleeih, bist Du wieder bei uns? Wie ergeht es Dir mit Deiner Frau? Heute nacht rufst Du umsonst nach Deinem Pferd. Ich wette, Du überlistest uns nicht wieder. Letztes Jahr hast Du uns ja sehr geschickt gefangen.»

«O, das tut er nicht wieder», sagte ein anderer Zwerg.

«Ist er nicht ein feiner Kerl, eine Frau zu entführen, die noch nicht einmal guten Tag zu ihm gesagt hat und das ein Jahr über auszuhalten», meinte der dritte Zwerg.

«Vielleicht genügt es ihm, sie anzuschauen», sagte eine andere Stimme.

«Ach, wenn der Dummkopf nur wüßte, daß neben seiner eigenen Tür ein Kraut wächst, das, wenn er es kocht und es ihr zu trinken gibt, sie wieder gesund macht», sagte eine andere Stimme.

«Ja, das ist wahr.»

«Er ist halt ein Dummkopf.»

«Kümmere Dich nicht um ihn, wir gehen jetzt fort.»

«Wir lassen den Dummkopf Dummkopf sein.»

Und damit stiegen sie hinauf in die Lüfte und rasten davon in wilder Jagd. Und der arme Guleeih stand da und sah ihnen nach, bis ihm fast die Augen aus dem Kopf fielen.

Er blieb nicht lange stehen, sondern ging zurück und überdachte alles, was er gesehen und gehört und wunderte sich, ob an seiner Haustüre wirklich solch' Wunderkraut wüchse, welches der Königstochter die Sprache wiedergeben könnte. «Wie wäre es möglich», sagte er sich, «daß sie mir dies Geheimnis verrieten, wenn es wirklich Hülfe bringen würde. Aber vielleicht paßte der Zwerg nicht auf, als er sprach und dachte, ich könne es nicht hören. Sobald die Sonne aufgegangen, will ich nach dem Kraut suchen. Vielleicht wächst doch etwas anderes wie Schierling und Disteln vor meiner Tür.»

Er kehrte nach Hause zurück, und trotz seiner großen Müdigkeit legte er sich nicht zu Bett, sondern wartete bis zum Sonnenaufgang. Dann ging er hinaus und suchte das ganze Gras um das Haus herum ab nach einem ihm bis jetzt unbekannten Kraute. Und er brauchte nicht lange zu suchen, bis er eine Pflanze fand, aus deren Stiel sieben kleine Aeste wuchsen und an jedem Ast sieben Blätter, und die Blätter enthielten einen weißen Saft. «Wie merkwürdig», sagte er sich, «daß mir niemals vorher diese Pflanze aufgefallen ist. Wenn irgend ein Kraut eine Kraft in sich hat, so wird dieses merkwürdige Kraut sie sicherlich haben.» Er nahm sein Messer, schnitt die Pflanze ab und trug sie in sein Haus. Dort nahm er die Blätter, zerschnitt den Stiel, aus dem ein dicker, weißer Saft wie aus der Saudistel floß, wenn man sie zerdrückt, nur war dieser Saft viel öliger.

Er tat alles in einen Topf mit etwas Wasser, stellte es auf das Feuer und ließ es fest kochen. Dann leerte er es in einen Becher

und hob ihn an ſeine Lippen. Nun dachte er plötzlich, daß es vielleicht Gift ſei, und daß die Zwerge ihn durch dieſe Liſt umbringen wollten oder wenigſtens ihn veranlaſſen, gegen ſeinen Willen das Mädchen zu töten. Er ſtellte den Becher wieder hin, tauchte ſeinen Finger in die Flüſſigkeit und koſtete ſie. Sie war nicht bitter, ſondern von ſüßem, angenehmem Geſchmack. Nun faßte er Mut und trank einen Fingerhut voll, dann abermals ſo viel und ſchließlich trank er einen halben Becher leer. Darnach verfiel er in einen tiefen Schlaf und erwachte erſt am Abend. Nun fühlte er großen Hunger und großen Durſt.

Er mußte bis zum nächſten Tage warten, war aber feſt entſchloſſen, ſofort nach ſeinem Erwachen am frühen Morgen zu der Königstochter zu gehen, um ihr von dem Saft des Krautes zu trinken zu geben.

Kaum war er am nächſten Tage aufgeſtanden, ſo ging er ſchon zum Hauſe des Geiſtlichen mit dem Becher in der Hand, und niemals noch hatte er ſich ſo kräftig und wohl gefühlt, ſo leichtfüßig und fröhlich, als an dieſem Tage. Und er glaubte dies dem Tranke zuſchreiben zu müſſen, der für ihn eine wahre Herzensſtärkung geweſen.

Als er in das Pfarrhaus kam, fand er den Geiſtlichen und die Jungfrau, und ſie war ſehr erſtaunt ob ſeines zweitägigen Fernbleibens.

Er erzählte ihnen alles, was er wußte und verſicherte ſie, daß er die Gewißheit von dem wundertätigen Kraut erlangt und daß er es gekoſtet, um ſicher zu ſein, der Jungfrau keinen Schaden zu tun. Hierauf ließ er ſie koſten. Guleeſh gab ihr den Becher, welchen ſie halb austrank, dann fiel ſie in tiefen Schlummer auf ihr Bett und erwachte erſt am nächſtfolgenden Tag.

Guleeſh und der Geiſtliche verließen ſie die ganze Nacht nicht einen Augenblick und warteten ängſtlich auf ihr Erwachen. Sie ſchwankten zwiſchen Hoffnung und Furcht. Hatten ſie ihr Hülfe oder den Tod gebracht?

Als die Sonne schon den halben Weg durch den Himmel gezogen, wachte sie endlich auf. Sie rieb ihre Augen und sah um sich, wie jemand, der nicht weiß, wo er ist. Sie war sehr erstaunt, Suleeih und den Priester im selben Zimmer mit sich zu sehen und richtete sich auf und versuchte, ihre Gedanken zu sammeln.

Die beiden Männer warteten ängstlich auf ein Wort von ihr und schwiegen noch eine Weile, nachdem sie aufgewacht, bis endlich der Geistliche zu ihr sagte: «Maria, wie hast Du geschlafen?»

Und sie erwiderte: «Danke, ich habe gut geschlafen.»

Kaum hörte Suleeih sie sprechen, als er schon einen Freudenruf ausstieß, sich vor ihrem Bett auf die Knie warf und sagte:

«Gott sei gelobt, welcher Dir, o meine Herzenskönigin, die Sprache wieder geschenkt. O, sprecht zu mir.»

Die Jungfrau erwiderte ihm, daß sie gesehen, daß er den Wundertrank für sie bereitet und ihr gegeben habe und daß sie ihm vom Grunde ihres Herzens für alle seine Güte danke, welche er ihr vom ersten Tage, da sie nach Irland kam, erwiesen und sie versicherte ihm auch, daß sie dies niemals vergessen würde.

Suleeih vermeinte vor Freude und Genugtuung zu sterben, nun brachten sie ihr Speise, welche sie mit gutem Appetit verzehrte und alle waren vergnügt und lustig und hörten nicht auf zu sprechen, während sie aß.

Hierauf ging Suleeih nach Hause, legte sich auf sein Bett und schlief abermals, denn die Kraft des Krautes besaß noch Macht über ihn, und er schlief wieder einen Tag und eine Nacht. Als er aufwachte, ging er in das Pfarrhaus und sah, daß es der Jungfrau genau so ergangen wie ihm und daß auch sie die ganze Zeit geschlafen, die er von dem Hause fern gewesen. Er ging mit dem Geistlichen in ihr Zimmer und sie hielten Wache an ihrem Bett, bis sie aufwachte und wieder mit ihnen sprach und Suleeih in große Freude versetzte. Der Geistliche stellte abermals Speisen auf den

Tisch, und sie aßen vergnügt miteinander und Suleeik kam von nun ab jeden Tag in das Haus und die Freundschaft zwischen ihm und der Königstochter ward stärker und stärker; denn sie hatte keine andern Gefährten als Suleeik und den Geistlichen und zog Suleeik bei weitem vor und ward nie müde, ihm zuzuhören.

Als sie ein halbes Jahr so gelebt hatten, sagte sie, daß sie nun nicht mehr bleiben könne, sondern zu ihrem Vater und zu ihrer Mutter zurückkehren müsse. Denn, meinte sie, ihre Eltern seien wohl in großer Kümmernis ihrethalben, und es sei eine Schande, sie in der Trauer zu belassen, wenn es in ihrer Macht läge, zu ihnen zu gehen. Der Geistliche ließ nichts unversucht, um sie von ihrem Vorhaben abzuhalten. Auch Suleeik sagte ihr alle Worte der Liebe, deren er sich nur entsinnen konnte, um ihre Bedenken zu besiegen und sie zu überreden, hier zu bleiben, aber auch ihn hörte sie nicht. Sie war fest entschlossen, zu gehen und kein Mensch in der Welt konnte ihren Entschluß ändern.

Da sie kein Geld, sondern nur zwei kostbare Ringe hatte, welche sie trug, als die Zwerge sie entführten, und eine goldene Spange in den Haaren und goldene Schnallen auf den Schuhen, so gab sie diese dem Priester, welcher sie verkaufte und ihr das Geld dafür einhändigte; damit erklärte sie, sei sie nun bereit zu gehen.

Mit Segenswünschen und Abschiedsworten verließ sie den Priester und Suleeik. Aber sie war noch nicht lange fort, als solche Trauer und Kummer Suleeik befielen, daß er allsogleich einsah, daß er ohne ihre Nähe sterben müsse und so folgte er ihr denn.

Das war zu ihrem Glück. Sie heirateten einander und feierten ein prächtiges Hochzeitsfest, und wenn ich dort gewesen wäre, so wäre ich heute nicht hier. Aber ein kleines Vögelchen erzählte mir, daß weder Mühe noch Sorge, weder Krankheit noch Unglück sich ihnen bis zur Stunde des Todes nahte, und so soll es mit mir und uns allen auch sein.

Dornröschen.

Einstmals lebte ein König und eine Königin, die sich sehr grämten, weil sie keine Kinder hatten. Ihr Kummer darob war größer, als es sich in Worten sagen läßt. Sie beteten, sie unternahmen Pilgerfahrten, taten Gelübde und setzten Himmel und Erde in Bewegung; doch lange schien es, als ob nichts helfen wolle. Endlich wurde ihr Wunsch erfüllt, und die Königin gebar ein Töchterlein. Solch' herrliches Tauffest ward auf Erden vorher noch nie gesehen. Die Feen aus dem Lande, — es gab deren sieben, — wurden als Patinnen der kleinen Prinzessin gebeten. Da jede der Feen ein Geschenk mitbrachte, wie dies Brauch in jenen Zeiten war, so mußte der Prinzessin wohl alles erdenkliche Schöne, Gute und Vollkommene werden.

Als die Taufe vorüber und die ganze Gesellschaft in des Königs Palast zurückgekehrt war, sollte dort ein großes Fest zu Ehren der Feen stattfinden. Eine prachtvolle Tafel war im Saale gedeckt, und vor dem Stuhl jeder Fee stand ein goldenes Kästchen, das ein Messer, eine Gabel und einen Löffel von schwerem Gold, mit Diamanten und Rubinen besetzt, enthielt. Als alle an ihren Plätzen saßen, erschien eine alte Fee, die nicht zu dem Feste gebeten worden war, da sie in den letzten fünfzig Jahren den Turm, in dem sie

lebte, nie verlassen hatte, sodaß jedermann glaubte, sie sei verzaubert oder gestorben.

Der König befahl, sofort ein Gedeck für sie aufzulegen. Man konnte ihr jedoch kein goldenes Kästchen geben, wie die, die vor den andern Feen standen, denn man hatte nur sieben solcher Kästchen für die sieben eingeladenen Feen anfertigen lassen. Dadurch fühlte die Alte sich beleidigt, brummte böse Worte vor sich hin und stieß schlimme Drohungen aus. Die jüngste der Feen, die in ihrer Nähe saß, hörte dies und war überzeugt, die alte Fee werde sich rächen, indem sie der kleinen Prinzessin ein Unglück anwünschte. Deshalb versteckte sie sich, als die Gesellschaft von der Tafel aufstand, hinter einem Wandbehang. Sie dachte, auf diese Weise werde sie die Letzte sein, um der Prinzessin Glück zu wünschen und könne vielleicht, wenn auch nicht den bösen Spruch der Alten ganz zu Schanden machen, ihn doch wenigstens abschwächen.

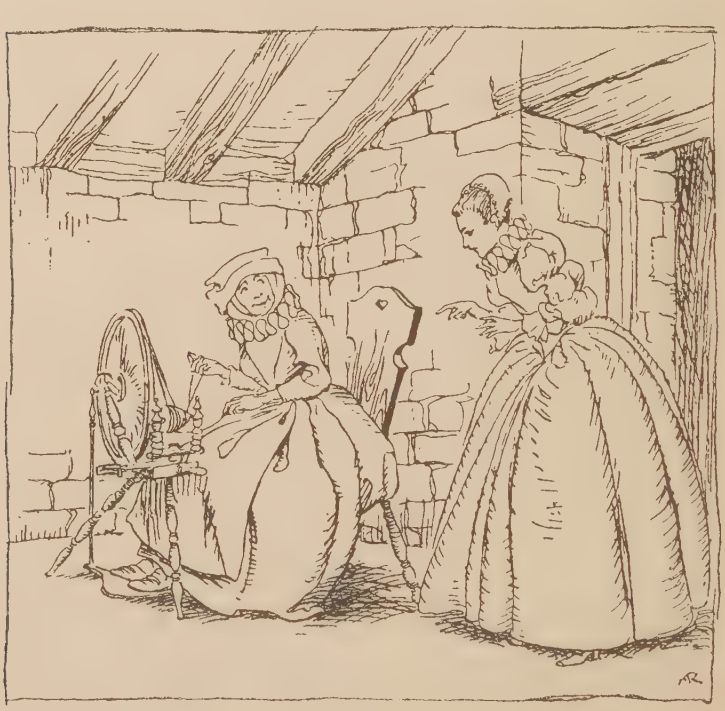
Unterdessen begannen die Feen der jungen Prinzessin ihre Geschenke zu überreichen. Die Eine wünschte ihr, die schönste Frau der Welt zu werden, die Andere, daß sie geschickter wie jede andere Sterbliche sei, die Dritte daß, was immer sie auch tue, nur mit der größten Grazie und Geschicklichkeit geschehe. Die Vierte verlieh ihr die Gabe, wundervoll zu tanzen, die Fünfte schenkte ihr eine Stimme wie eine Nachtigall, die Sechste verhieß ihr vollkommene Meisterschaft über jedes Musikinstrument. Nun war an der alten Fee die Reihe. Sie wackelte mit dem Kopfe, mehr aus Bosheit als aus Altersschwäche, und sagte, die Prinzessin werde sich eines Tages mit der Spindel in die Hand stechen und tot zu Boden fallen.

Diese fürchterliche Prophezeihung erschreckte die ganze Versammlung und alle brachen in Wehklagen aus. Da erschien die junge Fee hinter dem Wandbehang und sprach: «Fürchtet nichts, König und Königin, Eure Tochter wird nicht sterben. Ich habe zwar nicht die Macht, den Beschluß meiner alten Freundin zu Schanden zu machen, und die Prinzessin wird sich an einer Spindel stechen;

doch statt zu sterben wird sie nur in einen tiefen hundertjährigen Schlaf fallen, und nach Ablauf dieser hundert Jahre wird ein Königssohn kommen und sie aufwecken.

Der König ließ nichts unversucht, um die Verwünschung der alten Fee zu Schanden zu machen und befahl, daß alle Spindeln im Reiche bei Todesstrafe zu vernichten seien.

Nach fünfzehn oder sechzehn Jahren aber, als der König und die Königin auf einem ihrer Landhäuser weilten, spielte die Prinzessin allein im Schloß und lief durch alle Gänge und Treppen. Zuletzt kam sie in einen kleinen Turm, öffnete dessen Tür und sah sich einer alten Frau gegenüber, die in dem Kämmerchen saß und spann.



«Gute Frau, was tut Ihr hier?» fragte die Prinzessin.

«Ich spinne, schönes Kind», erwiderte die Alte, die sie scheinbar nicht erkannte.

«O, wie hübsch die Spindel schnurrt! Wie macht man das? Laßt mich versuchen, ob ich es auch kann.»

Kaum hatte sie die Spindel berührt, – vielleicht nahm sie sie in ihrem Eifer etwas zu hastig, vielleicht war es aber auch der Fee Gebot, daß es so kommen solle, – so stach sie sich in den Finger und fiel ohnmächtig zu Boden.

Die alte Frau tat sehr erschrocken und schrie um Hülfe. Von überall stürzte die Dienerschaft herbei. Der eine spritzte der Prinzessin Wasser ins Gesicht; der andere öffnete ihre Kleider, der dritte schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wieder ein anderer hielt ihr Riechsalz unter die Nase, aber nichts half.

Als der König, der gerade zurückkehrte, den Lärm hörte und die Aufregung sah, gedachte er der Weissagung der Fee. Als kluger Mann ergab er sich in sein Schicksal, da er sich genau des Ausspruchs der jüngeren Fee erinnerte. So befahl er denn, die Prinzessin in das schönste Zimmer des Palastes auf ein goldbesticktes Bett zu legen. Man glaubte einen Engel zu erblicken, so schön war sie, denn die Ohnmacht hatte die Rosen auf ihren Wangen nicht fortgewischt. Ihre Lippen glühten wie Korallen, ihre Wangen waren wie Pfirsichblüten. Sie hielt die Augen geschlossen, aber man hörte ihren Atem sanft und ruhig gehen. Jedermann sah, daß sie nicht tot war.

Der König gab Befehl, daß niemand die Prinzessin stören dürfe, bis die Zeit abgelaufen sei. Die gütige Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem sie sie in den hundertjährigen Schlaf versenkte, war über 12,000 Meilen weit fort im Königreich von Mataquin, als das Unglück geschah. Aber ein kleiner Zwerg in Siebenmeilenstiefeln brachte ihr bald die Nachricht. Sogleich setzte sich die Fee in ihren von Drachen gezogenen Feuerwagen und langte in weniger

als einer Stunde im Hof des Schlosses an. Der König begrüßte sie und half ihr aus dem Wagen steigen. Sie begutachtete alles, was er getan; da sie aber sehr weit vorausah, dachte sie, daß die Prinzessin beim Erwachen wohl zu Tode erschrecken werde, wenn sie ganz allein in dem alten Schlosse liege. Wie sollte man dies vermeiden? Die Fee fand auch für diese Schwierigkeit eine Lösung.

Sie berührte mit ihrem Zauberstab alle, die im Schlosse lebten. die Erzieherin, die Hofdamen, die Jungfern, die Hofleute, die Offiziere, die Köche, die Küchenjungen, die Laufjungen, die Wächter, die Türhüter, die Pagen, die Diener, — nur den König und die Königin nicht. Sie versenkte auch die Pferde in den Ställen und die Pferdeknechte, die großen Hunde im Hof und Puff, der Prinzessin kleines Schoßhündchen, das auf dem Bette lag, in tiefen Schlaf. Alle, die der Zauberstab berührte, sollten erst zugleich mit der Prinzessin erwachen, um dann sofort zu ihren Diensten zu sein. Selbst die Jungen, die in der Küche den Bratspieß drehten, an dem Fasane und Rebhühner hingen, schliefen ein, und auch das Feuer erlosch. Die Fee bedurfte nur kurzer Zeit, um ihren Vorsatz auszuführen.

Der König und die Königin küßten ihre heißgeliebte Tochter, ohne sie aufzuwecken, verließen das Schloß und verkündeten, daß niemand, wer immer es auch sei, sich dem Schlosse nähern dürfe. Dieser Befehl war aber überflüssig, denn eine Viertelstunde später wuchs um den Schloßpark eine so hohe, undurchdringliche Hecke von Brombeergestrüpp und wilden Rosen und allerlei Dornengerank empor, daß es weder für Menschen noch für Tiere möglich gewesen wäre, sie zu durchdringen. Nur aus weiter Ferne vermochte man über der Hecke die Türme des Schlosses zu sehen.

Nach Ablauf von 100 Jahren jagte der Sohn eines Königs, der zu dieser Zeit herrschte und nicht zur Verwandtschaft der schlafenden Prinzessin gehörte, in der Nähe des Schlosses und erkundigte sich, was denn das für Türme seien, die man da in der Ferne erblicke.

Jeder erzählte ihm, was er wußte. Der eine sagte, es sei ein altes, verwunschenes Schloß; der andere meinte, es sei der Sammelplatz der Zauberer, die dort ihre geheimnisvollen Künste übten. Die Mehrzahl glaubte, ein Menschenfresser lebe dort, der alle kleinen Kinder stehle und sie dort auffresse. Aber keiner habe ihm noch folgen können, da er der einzige sei, der den Weg durch die Dornhecke kenne. Der Prinz schüttelte den Kopf ob dieser verwunderlichen Auskünfte; da trat ein Bauer auf ihn zu und sagte: »Vor 50 Jahren, mein Prinz, erzählte mir mein Vater, daß in dem verwunschenen Schloß eine wunderschöne Prinzessin wohne, die dort 100 Jahre schlafen müsse, bis ein Königssohn sie aufwecke, zu dessen Braut sie bestimmt sei.«

Als der junge Prinz dies hörte, brannte er vor Begierde, in das Schloß zu gelangen. Ungeachtet aller Gefahren und Schwierigkeiten unternahm er das Abenteuer, und war — angefeuert von der Sehnsucht nach Liebe und Ruhm, — fest entschlossen, sich, koste es, was es wolle, einen Weg zur Prinzessin zu bahnen. Kaum aber war er an der Hecke angelangt, als die Rosen- und Dornen-

ranken vor ihm auseinanderwichen, um ihn hindurchzulassen. Er ging geradeswegs auf das Schloß zu, das am Ende einer großen Allee lag. Wohl wunderte er sich ein wenig, daß keiner seiner Begleiter ihm folgte, denn kaum war er durch die Hecke gegangen, als sie sich fest wieder hinter ihm schloß. Aber ein Jüngling und dazu noch ein Prinz und Liebender, wie sollte der den Mut verlieren? Ohne Aufenthalt ging er weiter und kam bald in einen großen Außenhof. Wohin er immer schaute, sah er Dinge, die sein Blut erstarren machten. Die fürchterliche Stille des Todes umgab ihn überall. Wohin er auch sah, er erblickte nur bewegungslos daliegende Menschen und Tiere, die scheinbar alle tot waren. Es währte jedoch nicht lange, bis er an den dicken Nasen und roten Gesichtern der Türhüter erkannte, daß sie nur schliefen. In den Gläsern vor ihnen stand noch der Wein, der ihm zeigte, daß sie wohl mitten im Abendtrunk eingeschlafen waren.

Er durchschritt einen großen, mit Marmor gepflasterten Hof. Dann stieg er eine Treppe hinauf und ging durch die Wachtstube, wo die Soldaten mit geschulterten Hellebarden schnarchend dastanden. Weiter kamen viele Zimmer, angefüllt mit Edelleuten und Edelfrauen; manche schliefen stehend, andere sitzend. Schließlich betrat er einen wundervollen, ganz vergoldeten Raum und hier wartete seiner der schönste Anblick, den er je in seinem Leben genossen. Auf einem Bette, dessen Vorhänge auf beiden Seiten zurückgezogen waren, lag ein junges Mädchen von 15 oder 16 Jahren. Ihre Schönheit strahlte in überirdischem Glanze. Zitternd näherte er sich ihr und kniete vor dem Bette nieder.

In demselben Augenblick war der Zauberbann gebrochen. Die Prinzessin erwachte und sah den Knieenden mit einem Blick so voll Liebe an, den die Bekanntschaft eines Augenblickes nie gewährt hätte. «Bist Du's, mein Prinz?», sagte sie. «Wie lange hast Du mich warten lassen.» Der Prinz war entzückt von diesen Worten und mehr noch von der Art, wie sie gesprochen wurden. Er wußte

kaum, wie er seine Freude äußern sollte und versicherte sie einüber das anderemal, daß er sie über alles liebe. So unterhielten sie sich über vier Stunden miteinander und dann hatten sie noch nicht die Hälfte von dem gesagt, was ihre Herzen erfüllte.

«Schönste Prinzessin, wie ist es möglich», fragte der Prinz und seine Augen sagten tausendmal mehr als eine Zunge in einem Jahre hätte aussprechen können, «wie ist es möglich, daß ein gütiges Geschick es gewollt, daß gerade ich für Euch geboren wurde? Kann ich glauben, daß diese wundervollen Augen sich nur für mich geöffnet haben, daß alle Könige der Welt und ihre Macht nicht das vermochten, was meine Liebe jetzt getan.»

«Ja, geliebter Prinz», erwiderte die Prinzessin, «ich wußte, daß wir füreinander geboren waren. Ich sah Dich immer und sagte Dir in meinem langen Schlaf, daß ich Dich liebe. Mit Deinem Bild erfüllte die Fee meine Träume; ich wußte, daß der, der den Zauberbann von mir nehmen würde, schöner sein werde wie die Liebe selbst, daß er mich mehr wie sein eigenes Leben liebe. Und als Du kamst, erkannte ich den Prinzen meiner Träume sofort in Dir.»

Underdessen waren alle Leute im Schlosse erwacht, — in demselben Augenblick wie die Prinzessin, — und jeder nahm seine Arbeit da auf, wo er sie vor 100 Jahren gelassen hatte. Da sie nicht alle verliebt waren, erinnerten sie sich bald, daß es lange her sei, seit sie zum letztenmal gegessen, und fanden, daß sie fast vor Hunger stürben. Die Hofdamen, genau so hungrig wie die übrige Dienerschaft, wurden ungeduldig und meldeten, daß das Nachtessen bereit sei. Der Prinz half der Prinzessin von ihrem Lager herunter. Sie war kostbar und schön gekleidet, und wenn ihre Halskrause und ihr Reifrock auch längst aus der Mode waren, so tat dies ihrer Schönheit keinen Abbruch.

Die Prinzessin führte den Prinzen in ein Zimmer, dessen Wände ganz aus Spiegelglas bestanden und dort speisten sie. Die Musikanten mit ihren Geigen und Oboen spielten eine uralte Weise, die

entzückend war. Nach dem Nachtmahl traute der Hofkaplan das junge Paar in der Kapelle, und dann zogen sie sich zur Ruhe zurück. Sie schliefen aber nur wenig, denn die Prinzessin hatte nach ihrem hundertjährigen Schlaf nicht viel Begehr darnach. Als der Morgen graute, nahm der Prinz von ihr Abschied und kehrte in die Stadt zurück, denn er wußte, daß sein Vater, der König, sich um ihn ängstigen würde.

Daheim angekommen, erzählte der Prinz, er habe sich auf der Jagd im Walde verirrt, die Nacht in einer Köhlerhütte verbracht und von Schwarzbrot und Käse gelebt. Der König, sein Vater, glaubte ihm, aber seine Mutter, die Königin, zweifelte bald daran. Es fiel ihr auf, daß der Prinz plötzlich sehr häufig auf die Jagd ritt und jedesmal eine andere Ausrede für seine mehrtägige Abwesenheit hatte. Sie vermutete, er besuche irgendwo eine Geliebte und versuchte oft, ihn zu bewegen, ihr die Wahrheit zu sagen. Aber der Prinz, obschon er sie liebte, wagte nie, ihr sein Geheimnis anzuvertrauen, denn er fürchtete seine Mutter; sie entstammte nämlich einer Menschenfresserfamilie, und der König hatte sie nur ihres Reichtums wegen geheiratet. Am Hofe flüsterte man sogar, daß sie alle die bösen Triebe einer Menschenfresserin besäße, daß der Anblick kleiner Kinder diese in ihr wecke und sie sich nur schwer bezwänge, sich nicht darauf zu stürzen und sie zu verschlingen. Deshalb glaubte der Prinz, besser daran zu tun, ihr nichts von seiner Liebe zu erzählen.

So sah er denn zwei Jahre lang seine heißgeliebte Frau nur im Geheimen, und die Liebe zu ihr wuchs immer mehr. Gerade das Geheimnisvolle ließ ihn jedesmal sich auf's Neue in sie verlieben und häusliche Freuden verminderten die Wärme seiner Leidenschaft nicht.

Erst als der König, sein Vater, gestorben und er selbst König geworden, tat er feierlich seine Heirat kund und ging mit großem Gepränge seine Gattin, die Königin, in ihrem Schloß besuchen. Mit

großer Prachtentfaltung und unter mannigfachen Zeremonien zog er dann in die alte Hauptstadt des Landes ein.

Einige Zeit später mußte der König in den Krieg gegen den Kaiser Kantalabut. Er übertrug die Regierung seines Reiches seiner Mutter, der alten Königin, und empfahl seine Gattin, die er seit der Geburt zweier reizender Kinder noch stärker liebte, ihrem Schutze. Seine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, hatte er ob ihrer großen Schönheit Morgenröte und Tag genannt. Der König sollte den ganzen Sommer über fortbleiben, und kaum war er in den Krieg gezogen, als die Königin-Mutter, die nunmehr die Zeit gekommen glaubte, ihrer schrecklichen Begier zu fröhnen, ihre Schwiegertochter und die Kinder in ein einsames Jagdschloß in den Wäldern schickte. Sie folgte ihr einige Tage später und eines Abends sagte sie zu dem Hausmeister: «Simon, morgen will ich die kleine Morgenröte verspeisen». «O, Frau Königin!» rief der Hausmeister entsetzt. «Ich befehle es», sagte die Königin-Mutter in wilder Menschenfresserart, die nach jungem, frischem Fleische hungerte.

Der arme Mann sah ein, daß es unmöglich sei, die Menschenfresserin von ihrem Willen abzubringen; so nahm er denn sein großes Messer und ging hinauf in das Zimmer der kleinen Prinzessin. Sie war gerade vier Jahre alt uud lief ihm mit ausgestreckten Ärmchen entgegen. Sie lachte und tollte herum, sprang ihm an den Hals und fragte ihn, ob er ihr wohl Zuckerstücke mitgebracht. Da fiel ihm das Messer aus den Händen, und er ging in den Hof hinunter und tötete an ihrer Statt ein Lämmchen, das er am andern Tag in einer pikanten Tunke der Königin-Mutter brachte. Sie aß und schwor alsbald, daß sie etwas Schmackhafteres in ihrem ganzen Leben nicht genossen habe. Unterdessen brachte der Hausmeister die kleine Morgenröte zu seiner Frau, die sie in ihrem Zimmer auf der andern Seite des Hofes versteckt hielt.

Eine Woche später sagte die böse Königin-Mutter zu dem Hausmeister: «Simon, morgen abend will ich den kleinen Tag verspeisen.»

Der Hausmeister gab keine Antwort, war aber fest entschlossen, sie wieder zu betrügen und als er nach dem kleinen Tag Ausschau hielt, fand er ihn, der erst drei Jahre alt war, mit einem Floret in der Hand einen großen Affen scheinbar bekämpfend. Der Hausmeister brachte den Jungen zu seiner Frau, die ihn mit seiner kleinen Schwester versteckte, und der bösen Königin-Mutter gab er zum Nachtmahl ein zartes Kitzchen, das ihr köstlich mundete. Nun war alles scheinbar gut, bis eines Abends die böse alte Königin mit schauerlicher Stimme rief: «Meister Simon, Meister Simon!» Der Hausmeister ging sogleich zu ihr. «Morgen», sagte sie, «will ich meine Schwiegertochter essen». Da ließ der Hausmeister den Mut sinken; denn wie sollte er diesmal die alte Menschenfresserin hinter's Licht führen? Die junge Königin war wohl 20 Jahre alt, ohne die 100 Jahre ihres Schlafes zu zählen. Was für ein Tier sollte er an ihrer Statt nehmen? Er sah keinen Ausweg. Wenn er nicht selbst sein Leben einbüßen wollte, würde er der jungen Königin wohl den Hals abschneiden müssen, um den bösen Auftrag so rasch als möglich zu erledigen. Er versuchte sich in Wut zu bringen und betrat das Zimmer der jungen Königin. Da er sie jedoch nicht ganz überraschen wollte, so teilte er ihr mit, welchen Befehl er von der Königin-Mutter erhalten habe. «O, töte mich, töte mich», sagte sie und hielt ihm ihren Hals hin. «Erfülle den Befehl, den man Dir gab, denn nur so werde ich meine Kinder wieder sehen, meine armen Kinder, die ich so sehr geliebt.» Sie glaubte sie gestorben, denn man hatte sie ihr ohne jede Erklärung weggenommen, «Nein, Frau Königin», erwiderte der arme Simon, dessen Herz blutete, «Ihr sollt nicht sterben, Ihr sollt Eure lieben Kinder wiedersehen und das in meinem Hause, wo ich sie verborgen halte. Ich will die alte Frau noch einmal überlisten und ihr eine junge Hindin an Eurer Statt zu essen geben».

Er führte die junge Königin zu seiner Frau und verließ sie mit ihren beiden kleinen Kindern auf dem Schoße, tränenüberströmt vor

Glück. Dann ging er, die Hindin zuzubereiten, die die Menschenfresserin mit ebensolchem Vergnügen verspeiste, als ob es die junge Königin wäre. Sie war ob ihrer eigenen Grausamkeit ganz entzückt und fest entschlossen, dem König bei seiner Rückkehr zu erzählen, hungrige Wölfe hätten seine Frau und seine Kinder zerrissen.

Eines Abends aber, als die alte Königin durch die Höfe und Ställe des Schlosses schritt, um zu sehen, ob sie nicht noch einen Leckerbissen ausschnüffeln könne, hörte sie in einem Hinterzimmer den kleinen Tag weinen, weil seine Mutter ihn für eine Unart bestrafen wollte. Sie hörte auch, wie Morgenröte um Verzeihung für ihren Bruder bat. Die Menschenfresserin erkannte sogleich die Stimmen der jungen Königin und ihrer Kinder. Wütend, daß man sie überlistet hatte, befahl sie mit ihrer fürchterlichen Stimme, die alle Menschen in Schrecken versetzte, man solle am folgenden Morgen einen großen Kessel mitten in den Hof stellen, ihn mit Kröten, Vipern, Nattern und aller Art Schlangen füllen, und die junge Königin, die Kinder, den Hausmeister, seine Frau und die ganze Dienerschaft hineinwerfen. Man solle sie mit auf den Rücken gebundenen Händen auf den Hof führen.

Am andern Morgen standen alle da; die Henker waren bereit, sie in den Kessel zu werfen, als die junge Königin bat, man solle ihr wenigstens erlauben, Abschied von ihren Kindern zu nehmen. Die Menschenfresserin willigte trotz ihrer Bosheit ein. «Ach!» rief die arme Prinzessin, «muß ich denn so jung sterben. In Wahrheit war ich lange in der Welt, habe aber hundert Jahre geschlafen und wahrlich, das sollte doch nicht zählen. Mein armer Gatte, was wirst Du tun und sagen, wenn Du zurückkommst und Deinen kleinen Tag, der so lieb ist, und Deine Morgenröte, die so hübsch ist, nicht mehr findest, und ihre Aermchen nicht mehr um Deinen Hals fühlst, und wenn auch ich nicht mehr da bin, um Dich zu bewillkommnen. Wenn ich weine, so weine ich um Dich. Aber vielleicht wirst Du

uns rächen! Euch, ihr bösen Menschen, die ihr die Befehle einer Menschenfresserin ausführt, wird der König töten. Auf einem Scheiterhaufen sollt Ihr für Eure Grausamkeit brennen.» Als die Menschenfresserin diese Worte hörte, die weit mehr wie einen Abschied bedeuteten, wurde sie wütend und schrie: «Henker, tut Eure Pflicht, und werft die Schwätzerin in den Kessel!» Schon näherten sie sich der Königin, und griffen nach ihrem Kleid, als plötzlich der König, den niemand erwartet hatte, in den Hof ritt. Auf's höchste erstaunt, fragte er, was dieser entsetzliche Anblick bedeute. Niemand wagte ihm die Wahrheit zu sagen. Die Menschenfresserin aber, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, als sie sah, wie die Dinge sich gewendet, sprang kopfüber in den Kessel und war in weniger denn in einem Augenblick von den entsetzlichen Tieren zerfleischt, die auf ihren Befehl hineingetan worden waren. Der König fühlte nicht allzuviel Kummer, obschon sie seine Mutter war. Er fand seinen ganzen Trost in seiner schönen Frau und seinen lieben Kindern.

Moral.

Wie manches Mädchen wartet lang
Auf einen tapfern, starken Mann.
Ich glaub fürwahr, ich niemals sah,
Ne' Maid, die hundert Jahr
Ohne Klag', noch Angst, seiner geharrt.

Unsere Mär, die zeigt wohl an,
Daß vor schier hundert Jahr', —
Ob früh, ob spät, ist ohne Belang, —
Treue Liebe böses Zauberwort bezwang.
Die Alten meinen, Liebe werd' durch Warten besser.

Doch dieser Rat, ich fürchte sehr, hilft niemand mehr.
Was auch die Philosophen schwatzen
Von der Weisheit langen Wartens
Stillt der Jungfern Seufzen nicht.
Jung' Blut muß, wenn jung' Blut will.

Cesarino und der Drache.

Ein italienisches Märchen.

Vor vielen Jahren lebte in Calabrien eine arme, alte Frau von einfacher Herkunft. Sie hatte einen außergewöhnlich klugen und schönen Sohn, namens Cesarino di Berni. Die Natur hatte ihn verschwenderisch mit guten Eigenschaften, aber nicht mit irdischen Gütern bedacht. Eines Tages verließ Cesarino die Hütte seiner Mutter und begab sich auf die Wanderschaft. Er kam bald in einen dichten Wald, durch dessen grüne, üppig wuchernde Pracht er sich nur schwer einen Weg bahnen konnte. Cesarino ließ sich aber durch nichts abhalten und gelangte schließlich zu einer Felsengrotte, in der er in einer Ecke einen Wurf junger Bären, in der anderen einen Wurf junger Löwen und in der dritten endlich einen Wurf junger Wölfe fand. Von jedem Wurf nahm er ein Tier und trug es vorsichtig nach Hause. Er pflegte sie und zog sie mit großer Sorgfalt zusammen auf. Mit der Zeit gewöhnten die Tiere sich so sehr aneinander, daß sie nicht mehr getrennt zu leben vermochten. Sie waren sanftmütig und zahm und taten niemand im Hause etwas zu Leide. Als Cesarino sah, wie stark und doch wie zahm die wilden Tiere geworden, nahm er sie oft mit sich auf die Jagd. So oft sie auszogen, kehrten sie mit Beute reich beladen heim, und er freute sich seines Waidmannsheils. Cesarino konnte seine Mutter und Schwester mit dem Ertrage seiner Jagd reichlich erhalten. Die alte Frau staunte oft ob der großen Menge von

Wildpret, das der Sohn ihr stets brachte, und fragte ihn eines Tages, wem er denn solches Glück verdanke? Cesarino erwiderte, daß die Tiere, die sie wohl oft in der Nähe der Hütte gesehen, ihn auf die Jagd begleiteten und hülfen, das Wild einzufangen. Gleichzeitig bat er sie aber, sein Geheimnis niemand zu verraten, sonst würde man ihnen die Tiere sicher fortnehmen.

Ein paar Tage später traf die alte Frau ihre Nachbarin, die sie sehr liebte, denn sie war nicht nur ehrlich, sondern auch stets gütig und hilfsbereit. Sie sprachen über dies und das, und die Nachbarin fragte bald: «Wie kommt es, Frau Nachbarin, daß Euer Sohn stets solch' reiche Jagdbeute heimbringt?» Und die Alte, ihres Sohnes Ermahnung vergessend, erzählte ihr, wer die Helfer seien.

Ein wenig später, — die alte Frau war gerade gegangen, — kam der Mann der Nachbarin heim, und die Frau erzählte ihm sogleich freudestrahlend, was sie soeben vernommen. Als der Mann hörte, wie die Dinge sich verhielten, ging er sogleich zu Cesarino und fragte: «Mein Sohn, wie kommt es, daß Ihr so häufig auf die Jagd geht und niemals jemand von uns auffordert, mitzukommen? Euer Verhalten steht wenig im Einklang mit der Freundschaft, die uns stets verbunden!» Als Cesarino diese Worte hörte, lächelte er ein wenig, blieb jedoch die Antwort schuldig. Am folgenden Morgen verließ er ohne Abschied seine alte Mutter und zog mit seinen drei Tieren in die Welt hinaus, sein Glück zu suchen.

Nach langem, langem Wandern gelangte er nach Sizilien und befand sich eines Tages in einer großen Einöde, in deren Mitte eine Einsiedelei stand. Er näherte sich ihr, trat ein, fand, daß sie leer war, und ergriff mit seinen Tieren davon Besitz. Er hatte sich aber noch nicht lange in der Hütte ausgeruht, als ihr Bewohner zurückkam und bei dem Anblick der wilden Tiere entsetzt fliehen wollte. Cesarino aber rief dem Einsiedler zu: «Frommer Vater, kommt ohne Angst in Eure Hütte, die Tiere sind ganz zahm und gutmütig und werden Euch kein Leid antun». Durch Cesarinos Ver-

sicherung beruhigt, trat der Einsiedler in die Hütte. Cesarino war von der langen Wanderschaft müde und kraftlos und bat um einen kleinen Imbiß: «Mein Vater, habt Ihr nicht ein Bröcklein Brot und und ein wenig Wein zur Stärkung?»

«Gewiß, mein Sohn», erwiderte dieser, «aber vielleicht ist das, was ich Euch bieten kann, nicht so gut als Ihr es wünscht.»

Der Einsiedler enthäutete und zerschnitt das Wild, das er mitgebracht und steckte es an den Spieß über dem Feuer; hier briet es, während er den Tisch zum Mahl bereitete und alles Eßbare, was er besaß, darauf stellte. Er bat Cesarino, sein bescheidenes Mahl zu teilen und sie aßen vergnügt zusammen.

Als sie gesättigt waren, sagte der Einsiedler zu Cesarino: «Nicht weit von hier wohnt ein Drache, dessen giftiger Atem alles verbrennt, was sich ihm naht. Hier im Umkreis ist alles verbrannt und abgestorben. Niemand im ganzen Lande wagt sich in seine Nähe. Er stiftet solches Unheil, daß die Bauern bald ihre Behausungen und Felder werden aufgeben müssen. Und nicht genug damit, — jeden Tag muß man ihm einen lebenden Menschen schicken, damit er seinen Hunger an ihm stillt. Geschieht dies nicht, so verwüstet er das ganze Land und frißt uns alle ohne Ausnahme auf. Ein grausames Schicksal hat nun gerade heute die Tochter des Königs als sein Opfer bestimmt. Nie sah man solch' liebliche, tugendhafte Jungfrau wie sie. Sie übertrifft an Schönheit und Güte alle Frauen der Erde, und kein Lobpreis ist für sie zu hoch. Es ist fürwahr ein furchtbares Unglück, daß solch' tugendhafte, schöne Maid so grausam umkommen soll. Sie, die so unschuldsvoll wie ein Engel ist.»

Als Cesarino dies hörte, sagte er zu dem Einsiedler: «Verlieret nicht den Mut, heiliger Vater, kein solches Unglück wird uns treffen, in wenigen Stunden wird die Jungfrau befreit sein.»

Am nächsten Morgen verließ Cesarino vor Sonnenaufgang mit seinen Tieren die Einsiedelei und begab sich zu der Höhle des Ungeheuers. Die Königstochter hatte man bereits hingeführt und sie

stand im Morgengrauen, erwartend, daß der Drache sie, wie so viele andere vor ihr, verschlinge. Cesarino ging geradeswegs auf sie zu und fand sie bitterlich weinend. Er tröstete sie und sagte: «Weinet nicht, schöne Frau, ich bin zu Eurer Befreiung hergekommen.» Während er noch redete, stürzte der furchtbare Drache mit weitaufgerissenem Rachen aus der Höhle hervor, bereit, das reizende Geschöpf zu verschlingen. Die Königstochter zitterte an allen Gliedern. Cesarino fühlte großes Mitleid mit ihr, nahm allen Mut zusammen und hetzte seine Tiere auf das hungrige Ungeheuer. Sie kämpften so tapfer mit ihm, daß sie es bald bezwangen. Als der Drache röchelnd verendet war, zog Cesarino den Hirschfänger und schnitt ihm die Zunge heraus, die er sorgfältig in einem Sack verwahrte. Ohne ein Abschiedswort verließ er die Jungfrau, die er aus so furchtbarer Not befreit hatte, und kehrte in die Einsiedelei zurück. Hier erzählte er dem frommen Vater die ganze Begebenheit und wie er die Tat vollbracht. Als der Einsiedler endlich begriffen, daß der Drache tot, die Jungfrau befreit und das ganze Land von der furchtbaren Prüfung erlöst sei, brach er in großen Jubel aus.

Nun geschah es, daß ein roher, nichtsnutziger Bauer an der Stelle, wo der tote Drache lag, vorüberging. Kaum sah er das tote Ungeheuer, als er schnell sein Messer nahm und ihm den Kopf abschnitt. Er steckte ihn in einen großen Sack, den er gerade bei sich hatte und begab sich schnurstracks zur Stadt. Da er sehr rasch ging, holte er die Prinzessin ein, die auf dem Wege zu ihrem Vater war. Er begleitete sie bis zu dem Schloß des Königs und führte sie ihrem Vater zu, der bei dem Anblick seiner Tochter, die er längst tot glaubte, vor Freude zu sterben vermeinte. Der Bauer nahm den Hut ab und sagte mit freudiger Miene zu dem König: «Herr König, ich habe Eure Tochter vom sicheren Tode errettet und begehre sie nun mit Recht zum Ehegespons.» Und als Beweis für die Wahrheit seiner Worte zog er des Drachen Kopf aus dem Sack und legte ihn dem König zu Füßen. Als der König den Kopf des Ungeheuers

sah, das einstmals so furchterregend und nun ein Nichts, gedachte er nur des befreiten Landes, der geretteten Tochter und gab gleich Befehl, große Festlichkeiten herzurichten und alle Frauen und Mädchen der Stadt zur Hochzeitsfeier zu laden. Und sie kamen in herrlichen Festgewändern, der Prinzessin Glück zu wünschen.

Zu der Zeit, als alle mit den Vorbereitungen für das Fest beschäftigt waren, kam der alte Einsiedler in die Stadt und vernahm die Kunde, daß ein Bauer den Drachen getötet und die Prinzessin befreit. Und daß der König sie ihm als Belohnung zum Ehegemahl geben wolle. Als der Einsiedler dies hörte, ward er traurig und dachte nicht mehr daran, um Almosen zu bitten, sondern kehrte alsogleich in die Einsiedelei zurück und berichtete Cesarino, was er gehört. Der Jüngling verfiel in Trauer ob der Botschaft und zeigte dem Einsiedler die Zunge des Drachen, zum Beweis dafür, daß er ihn getötet und nicht der unehrliche Bauer. Als der Einsiedler die Zunge gesehen und die Erzählung abermals vernommen, war er völlig überzeugt, daß Cesarino und kein anderer den Unhold getötet. Er ging sogleich zu dem König nahm den zerlumpten Hut vom Kopf und sprach: «Heilige Majestät, es wäre eine große Sünde, wenn ein Missetäter, der den Strang und sonst nichts verdient, der Gemahl der schönsten Blüte aller Jungfrauen würde, der Gemahl derer, die die Krone aller Frauen, ein Vorbild in allen Tugenden und der Spiegel der Engel ist. Was gibt es Schlimmeres, als wenn solch' ein Spitzbub um solch' hohen Preis Eure Majestät betrügt und Lügen als Wahrheit verkündet! Ich, der ich über Eurer Majestät Ehre eifersüchtig wache und Tag und Nacht Eurer Tochter diene, ich bin hergekommen, um zu beweisen, daß der Mann, der sich rühmt, der Befreier des Landes und Euerer Tochter zu sein, nicht der Mann ist, der den Drachen erschlug. Deshalb, oh heilige Majestät, öffnet Aug' und Ohr und höret auf mich, der ich um Euer Glück Sorge trage.»

Als der König die kühnen Behauptungen des Einsiedlers vernahm, war er überzeugt, daß dies die Worte eines treu ergebenen

Untertanen seien und verhielt sich demgemäß. Er befahl sofort, alle Vorbereitungen für die Festlichkeiten abzubrechen und ersuchte den den Einsiedler, ihm den Namen des Lebensretters seiner Tochter zu nennen. Der Einsiedler entsprach freudig seinem Wunsche: «Mein König, ich brauche seinen Namen nicht zu verheimlichen, aber wenn es Euerer Majestät genehm ist, will ich ihn eilends holen. Ihr werdet einen schönen Jüngling von bescheidenem Äußeren erblicken; ich sah in meinem Leben niemand, der ihm an edlen Sitten, Tugendhaftigkeit und vornehmem Benehmen gleichkam.»

Der König, auf den die Beschreibung des Jünglings großen Eindruck machte, bat den Einsiedler, ihn sogleich herzuführen. Der Einsiedler verließ das Schloß und begab sich zu seiner Hütte, wo Cesarino seiner harrte.

Als ihm der Einsiedler alles erzählt hatte, nahm der Jüngling die Zunge des Drachen, legte sie in einen Sack und machte sich mit dem Einsiedler und seinen drei Tieren auf den Weg zum König. Im Thronsaal angelangt, kniete er vor dem König nieder und sprach: «Heiligster Herr König, mein war allerdings die Mühe und Arbeit, jedoch die Ehre der Tat gebührt Anderen. Ich und meine drei Tiere hier, wir töteten das Ungeheuer, um Euere Tochter zu befreien.» Der König erwiderte: «Wie könnt Ihr mir das beweisen, da doch der andere Mann mir den Kopf des Drachen brachte, der dort an der Wand hängt?» Cesarino erwiderte: «Ich könnte Euerer Tochter Wort als Zeugnis verlangen, das Euch ja sicherlich genügen würde. Doch will ich Euch lieber einen Beweis geben, der keinen Widerspruch herausfordert und keinen Zweifel läßt, daß ich und kein Anderer das Untier bezwang. Betrachtet wohl den Drachenkopf, und ihr werdet sehen, daß die Zunge fehlt.» Sogleich befahl der König, des Drachen fürchterlichen Rachen zu öffnen, und siehe da, die Zunge fehlte. Jetzt nahm Cesarino seinen Sack zur Hand und zog die Drachenzunge heraus. Nie hatte man solch große Zunge gesehen; so ward aller Zweifel über die Wahrheit seiner Aussage

behoben. Der König hörte nun auch das Zeugnis seiner Tochter, auf das hin er sofort Befehl gab, den heimtückischen, verlogenen Bauer zu erfassen und hinzurichten. Dann wurde mit großer Feierlichkeit und herrlichen Festen die Hochzeit Cesarinos mit der Prinzessin gefeiert.

Als die Mutter und die Schwestern Cesarinos hörten, welche Heldentat er begangen, und daß die befreite Prinzessin sein Ehegemahl geworden sei, beschlossen sie, nach Sizilien zu reisen. Sie bestiegen alsdann ein Schiff, und ein günstiger Wind führte sie rasch hinüber, wo sie mit allen Ehren empfangen wurden. Die Frauen weilten aber noch nicht lange im Lande, als heftiger Neid und Eifersucht über Cesarinos Glück sie befiel. Tag und Nacht sannen sie darüber nach, wie sie seinen Sturz bewerkstelligen könnten, und ihr Haß schwoll ins Ungemessene, sodaß sie schließlich beschlossen, ihn im Geheimen zu ermorden. Sie überdachten sorgfältig die verschiedensten Todesarten und wählten schließlich folgende: Sie nahmen einen Knochen und schärften dessen Spitze, bis sie wie eine Nadel stach, tauchten ihn dann in Gift und steckten ihn mit der Spitze nach oben in Cesarinos Bett. Warf er sich des Abends, wie die jungen Leute es zu tun pflegen, auf sein Ruhelager, so mußte der spitze Knochen ihn verletzen und töten. Eines Abends setzten sie ihr böses Vorhaben in die Tat um. Als Cesarino sich mit seiner Gemahlin in sein Zimmer zurückgezogen hatte, entkleidete er sich und legte sich auf sein Bett; die linke Seite wurde von dem giftigen Knochen durchstochen. Sogleich schwoll sein Körper von dem Gifte an und als es bis zum Herzen gedrungen war, verschied er. Als die Prinzessin sah, daß er gestorben war, brach sie in wildes Wehklagen aus, aber das Hofgesinde, das ihr Geschrei hörte, und sogleich herbeieilte, konnte nicht mehr helfen. Man wendete die Leiche hin und her, um die Ursache des Todes zu entdecken; der Körper war rabenschwarz, folglich vergiftet. Als der König von dem Unglück hörte, befahl er, überall gründlich nachzuforschen, um den Mörder

zu entdecken. Doch alles Spähen und Suchen war vergeblich, nirgends ließ sich ein Verdachtgrund finden. Der König, seine Tochter, der ganze Hof, alle legten tiefe Trauer an. Cesarino sollte mit königlichem Prunk bestattet werden. So lautete der Befehl des Königs.

Während die Vorbereitungen zum Begräbnis im Gange waren, befiel Cesarinos Mutter und Schwestern die Furcht, der Löwe, der Bär und der Wolf könnten sie verraten, sobald sie den Tod ihres Herrn erführen; wie leicht konnten die Tiere ihrer Schandtat auf die Spur kommen! Sie hielten Rat untereinander, wie die Tiere unschädlich zu machen seien und verfielen auf den Gedanken, ihre Ohren mit Wachs zu verschließen, so daß sie nichts hören konnten. Sie begaben sich sogleich ans Werk, und es gelang ihnen auch, die Tiere taub zu machen, bis auf den Wolf, der einen kleinen Spalt frei behielt. Als man die Leiche in die Kapelle gebracht hatte, sagte der Wolf zum Löwen und zum Bär: «Kameraden, mich deucht, es ist ein Unglück geschehen.» Aber die beiden verstanden ihn nicht, denn ihre Ohren waren fest mit Wachs verstopft. Der Wolf wiederholte seine Worte, aber vergebens; nun merkte er an ihren Bewegungen, was los war. Und so verfiel er darauf, ihnen durch Zeichen zu erklären, was er ihnen mitteilen wollte, nämlich, daß jemand gestorben sei. Der Bär begriff rasch, was ihnen fehlte, und kratzte mit seinen harten Klauen dem Löwen die Ohren aus. Und der Löwe half auf dieselbe Weise dem Bär und dem Wolf. Als sie nun alle wieder gut hörten, sagte der Bär zu seinen Gefährten: «Ich glaube, die Leute sprechen von unseres Herren Tod.» Und als ihr Herr, der ihnen täglich ihre Nahrung brachte, zur Futterzeit nicht kam, glaubten sie fest, daß er gestorben sei. Sie verließen zusammen das Haus und gingen zur Kapelle, wo die Leiche aufgebahrt war und gerade mit großem Gepränge in die Gruft getragen werden sollte. Als der Geistliche und die hohen Würdenträger, die der Beisetzung beiwohnten, die wilden Tiere kommen sahen, flohen

alle vor Schrecken. Auch die Edelleute, die den Sarg trugen, wurden von Entsetzen ergriffen, stellten ihre Last zu Boden und flohen, so rasch ihre Füße sie nur trugen. Nur einige wenige besaßen genügend Mut, um aus einiger Entfernung dem Beginnen der Tiere zuzusehen. Die Tiere fingen sofort an, mit Tatzen und Zähnen die Leiche ihres Herrn zu bearbeiten. Bald hatten sie ihr die kostbaren Kleider abgerissen, und nun beschnüffelten sie den Körper von allen Seiten, bis sie die todbringende Verletzung entdeckten. Der Löwe sagte zu dem Bär: «Bruder, wir bedürfen etwas von dem heilbringenden Fett, das Du im Bauche trägst; wenn wir damit unseres Herrn Wunde bestreichen, wird er gewiß wieder gesund.» Der Bär erwiderte: «Verlier' nur keine Worte mehr; ich sperre meinen Rachen auf, so weit ich kann, und Du langst mit der Tatze in meinen Bauch hinunter und holst, was Du brauchst.» Der Löwe steckte seine Tatze tief in des Bären Rachen; der Bär zog sich ganz zusammen, damit der Löwe ja recht tief in den Bauch hinunter greifen konnte, und als er das Fett hervorgeholt hatte, rieb er damit sorgfältig die Wunde ein, bis sie weich wurde. Dann sog er sie fest mit den Lippen aus und bestrich sie mit heilkräftigem Kraut, das so stark war, daß das Herz alsogleich wieder zu arbeiten begann; ein wenig später öffnete Cesarino die Augen, und fühlte Leben seinen Körper durchfluten.

Als die Zuschauer dies' Wunder sahen, vermochten sie vor Erstaunen sich nicht zu rühren. Einer aber brachte die Kunde von Cesarinos Auferweckung zum König. Als er die frohe Botschaft vernahm, ging er mit seiner Tochter Dorothea dem Totgeglaubten entgegen. Sie küßten einander und weinten vor Freude, und führten ihn jubelnd in das Königsschloß zurück.

Bald hörten auch Mutter und Schwestern, daß Cesarino dem Leben wieder geschenkt sei; sie waren sehr bestürzt hierüber, doch mußten sie ihn wohl oder übel zu seiner Heilung beglückwünschen gehen. Sie begaben sich in das Schloß. Als sie jedoch vor Cesa-

rino standen, begann dessen Wunde heftig zu bluten. Als die Frauen dies sahen, erschracken sie und wollten sich schnell entfernen; der König jedoch faßte Verdacht, ließ sie ergreifen und der Tortur unterziehen. Darauf bekannten sie ihre böse Tat, und der König befahl, sie lebendig zu verbrennen. Cesarino und Dorothea lebten noch viele Jahre glücklich miteinander und hinterließen Kinder, die an ihrer Statt das Land regierten. Die drei Tiere aber wurden ihr Leben lang mit Liebe und großer Sorgfalt gepflegt.

Wie es den Mädchen erging, die Blumen pflückten.

(Ein portugiesisches Märchen.)

Einstmals lebte eine Mutter, die hatte drei Töchter, welche sie zärtlich liebte. Eines Tages ging die Aelteste auf der Wiese am Fluß spazieren. Sie sah eine rote Nelke am Ufer blühen, und bückte sich, um sie zu pflücken. Kaum hatte sie jedoch die Blume berührt, als sie auch schon verschwunden war. Am nächsten Morgen ging die zweite Tochter auf die Wiese, um die Schwester zu suchen; an ihrem Wege stand ein Busch wilder Rosen. Sie konnte der Versuchung, eine zu pflücken, nicht widerstehen. Im nächsten Augenblick war auch sie spurlos verschwunden.

Jetzt begab sich die Jüngste auf die Suche nach ihren Schwestern, deren Verschwinden sich niemand erklären konnte. Sie fand auf der Wiese einen herrlich duftenden Jasminstrauch, dem sie zum Opfer fiel. Nun hatte die alte Frau plötzlich keine Tochter mehr.

Sie weinte und weinte Tag und Nacht, und weinte so lange, bis ihr Sohn, — zur Zeit des Verschwindens ihrer Töchter ein kleiner Knabe, — zum Jüngling herangewachsen war. Eines Abends fragte er seine Mutter nach dem Grunde ihres tiefen Leides.

Sie erzählte ihm alles und als er die Geschichte gehört, sagte er: «Gib mir Deinen Segen, liebe Mutter, ich will in die Welt hinausziehen, und nach meinen Schwestern suchen, bis ich sie gefunden habe.»

So zog er also auf die Suche aus, und nachdem er viele Meilen ohne jegliches Abenteuer gewandert war, traf er drei große Burschen, die einander mitten im Wege verprügelten. Er blieb stehen, und erkundigte sich nach dem Grund des Streites. Einer erwiderte: «Ach, Herr, unser Vater hinterließ uns bei seinem Tode ein Paar Stiefel, eine Mütze und einen Schlüssel. Wer immer auch die Schuhe anzieht und sich an den Platz hinwünscht, wo er sein möchte, ist augenblicklich dort; die Mütze macht unsichtbar, und der Schlüssel öffnet alle Türen und Schlösser in der Welt. Nun will unser ältester Bruder alle drei Dinge nehmen; wir aber wollen das Los darüber entscheiden lassen.»

«Da wollen wir schnell Rat schaffen», sagte der Jüngling. «Ich werfe diesen Stein, so weit ich kann, und der, der ihn zuerst findet, bekommt die Sachen.» Er hob einen Stein auf und schleuderte ihn mit aller Kraft. Während die drei Brüder dem Steine nachliefen, zog er rasch die Stiefel an, und sagte: «Stiefel, bringt mich an den Ort, wo ich meine älteste Schwester finde.»

Im nächsten Augenblick stand der junge Mann vor den Toren einer Feste auf einem hohen Berg. Das Tor war mit Schlössern und Eisenketten wohl verwahrt. Der Zauberschlüssel, den er nicht

einzustecken vergessen hatte, öffnete ihm aber nacheinander sämtliche Türen. Er ging durch viele Säle und Gänge, bis er eine prächtig gekleidete schöne Frau antraf, die bei seinem Anblick vor Schrecken erbebte und rief: «Herr, wie konntet Ihr Euch hier herein wagen?» Der Jüngling erwiderte, er sei ihr Bruder, und erzählte, wie er durch all' die Türen Einlaß gefunden. Sie ihrerseits erzählte ihm, wie glücklich sie sei; nur eines trübe ihr Glück, ihr Gatte sei verzaubert, und nur derjenige, der den Mann töte, der nie sterben kann, werde den Zauber lösen.

Sie sprachen lange zusammen, bis die schöne Frau ihn bat, fortzugehen, da sie jeden Augenblick die Heimkehr ihres Mannes gewärtigen müsse, der sich vielleicht nicht über den Besuch freuen werde. Der Jüngling beruhigte sie und zeigte ihr die Tarnkappe, als sichern Schutz im Augenblick der Gefahr. Sie waren noch eifrig in ihr Gespräch vertieft, als plötzlich die Türe sich öffnete, und ein Vogel hereinflog. Er sah nichts Ungewöhnliches, denn gleich beim ersten Geräusch hatte der Bruder die Tarnkappe übergestülpt. Die Frau sprang auf, und holte eine große goldene Schüssel mit Wasser herbei; der Vogel setzte sich hinein und wurde alsogleich in einen schönen, jungen Mann verwandelt. Er rief seiner Frau zu: «Ich bin sicher, es befindet sich ein Fremder in dem Zimmer.» Sie erschrack sehr und versicherte, sie sei allein. Aber ihr Gemahl bestand auf seiner Behauptung, und schließlich mußte sie die Wahrheit bekennen.

«Aber wenn es wirklich Euer Bruder ist, warum versteckt Ihr ihn?» fragte er unwillig. «Ich glaube, Ihr lügt, und wenn er wiederkommt, bringe ich ihn um!»

Als der Jüngling dies hörte, nahm er die Tarnkappe ab und trat vor seinen Schwager. Dieser sah an der großen Aehnlichkeit, daß er wirklich den Bruder seiner Frau vor sich hatte, und glaubte nun ihren Versicherungen. Er umarmte seinen Schwager herzlich und zog eine Vogelfeder aus der Tasche, die er ihm mit den Worten

überreichte: «Solltet Ihr Euch in Gefahr befinden, so ruft: ‚König der Vögel, komm' mir zu Hülfe'!, und allsogleich wird Euch Rettung werden.»

Der Jüngling dankte ihm, und verließ bald das Schloß. Er befahl nun seinen Stiefeln, ihn zum Wohnort seiner zweiten Schwester zu führen. Es ging ihm genau wie das erste Mal. Abermals stand er vor einem großen Schloße, darin seine zweite Schwester sehr glücklich mit ihrem Gatten lebte, aber den Augenblick herbeisehnte, wo der Zauberbann, der ihn verdammte, sein halbes Leben als Fisch zu verbringen, von ihm genommen würde. Als er ankam und die Schwester ihn mit ihrem Gatten bekannt gemacht hatte, fand er auch hier ein herzliches Willkommen. Der Schwager gab ihm eine Fischschuppe und sagte: «Solltet Ihr Euch jemals in Gefahr befinden, so ruft: ‚König der Fische, komm und hilf mir!', und allsogleich wird Euch Rettung werden.»

Der Jüngling dankte ihm und zog weiter, um die dritte Schwester zu besuchen. Die Siebenmeilenstiefel brachten ihn sofort an den gewünschten Ort. Diesmal stand er vor einer dunklen Höhle, zu der eiserne Stufen hinabführten. Unten in der Tiefe saß die Schwester, klagend und weinend; da sie die ganze Zeit über nichts anderes getan, sah das arme Mädchen ganz mager und abgehärmt aus. Als sie plötzlich einen Mann vor sich stehen sah, sprang sie auf und rief: «Wer Ihr auch seid, rettet mich und führt mich weg von diesem entsetzlichen Ort.» Er gab sich zu erkennen und erzählte ihr von ihren Schwestern und von dem bösen Zauber, der ihr Glück trübe und ihrerseits berichtete sie, wie es ihr ergangen. Ein fürchterliches Ungeheuer hatte sie von der Wiese am Fluß entführt; hernach hatte es sich in einen uralten Mann verwandelt, der wollte sie zur Heirat zwingen und hielt sie all' die Jahre in grausamer Gefangenschaft, weil sie sich seinem Wunsch nicht fügen wollte. Jeden Tag kam er, bestürmte sie mit Bitten und zeigte ihr, daß es keinen andern Weg zur Freiheit für sie gäbe. Er versicherte sie, daß er der treueste

Mann der Welt sei und außerdem nicht sterben könne. Bei diesen Worten entsann sich der Jüngling, daß seine beiden Schwäger von dem Mann, der nicht sterben kann, gesprochen hatte. Er riet seiner Schwester, dem alten Manne zu versprechen, ihn zu heiraten, wenn er ihr sagen wolle, weshalb er nicht sterben könne. Plötzlich ertönte Donnergrollen, die Erde erbebte wie bei einem Wirbelwind und der alte Mann trat in die Höhle und warf sich dem Mädchen zu Füßen: «Bist Du noch immer entschlossen, mich nicht zu heiraten? Wenn ja, so kannst Du bis zum Ende der Welt hier sitzen und weinen, denn meine Treue ist ebenso unwandelbar wie mein Wunsch, Dich zu ehelichen!» «Gut, ich will Euch heiraten», erwiderte sie, «nur müßt Ihr mir sagen, warum ihr niemals sterben könnt.»

Da schüttelte sich der alte Mann vor Lachen. «Ha, ha, ha, ha, Du denkst wohl, daß Du mich umbringen kannst! Um das zu können, mußt Du erst auf dem Meeresgrund ein eisernes Kästchen finden; darin wohnt eine weiße Taube. Dann mußt Du das Ei finden, das die weiße Taube gelegt, es mir hierherbringen und es mir an den Kopf werfen.» Und er lachte und lachte, so gewiß war er, daß niemals jemand das eiserne Kästchen vom Meeresgrund heraufholen würde, und selbst dann konnte ja niemand das Kästchen aufschließen. Als er wieder sprechen konnte, sagte er: «Jetzt kennst Du mein Geheimnis und mußt mich heiraten.» Aber sie bat flehentlichst, die Hochzeit noch drei Tage zu verschieben. Schließlich willigte er ein und ging, seines Sieges gewiß, vergnügt von dannen. Als er verschwunden war, nahm der Jüngling die Tarnkappe ab und sprach seiner Schwester Mut zu; nach drei Tagen werde er sie sicherlich befreien. Er zog seine Stiefel an und wünschte sich an den Meeresstrand. Allsogleich ward sein Wunsch erfüllt. Nun zog er die Fischschuppe aus der Tasche und sagte: «König der Fische, erscheine und hilf mir!» Gleich kam sein Schwager angeschwommen und fragte nach seinem Begehr. Der Jüngling erzählte sein Abenteuer und bat um Rat. Der Schwager versammelte sogleich alle Fische, groß und

klein, um sich: Zuletzt kam eine kleine Sardine angeschwommen; sie bat, die Verspätung zu entschuldigen, aber sie habe sich an einem eisernen Kästchen verletzt und könne daher nicht so rasch schwimmen. Der König befahl den größten Fischen, unter Anführung der kleinen Sardine das eiserne Kästchen zu holen. Sie kehrten bald mit dem Kästchen auf ihrem Rücken zurück und legten es vor den König hin. Der Jüngling zog den Schlüssel hervor und sagte: «Schlüssel, öffne das Kästchen!» Sogleich sprang das Kästchen auf, aber obwohl alle sich herzudrängten, um die Taube zu fangen, entschlüpfte sie ihnen und flog fort.

Sie flog so schnell, daß man ihr nicht folgen konnte, und der Jüngling fing schon an, den Mut zu verlieren, als es ihm in den Sinn kam, daß er ja die Feder seines Schwagers noch besaß. Er zog sie hervor und sagte: «König der Vögel, komm mir zu Hilfe!» Alsbald hörte man in den Lüften mächtiges Flügelrauschen, und der König der Vögel ließ sich auf des Jünglings Schulter nieder und fragte nach seinem Begehr. Er erzählte ihm, was sich alles begeben hatte, und der König der Vögel befahl seinem gefiederten Volke, zu erscheinen. Die Luft war schwarz von Vögeln aller Art; zuletzt erschien die weiße Taube und entschuldigte sich ob der Verspätung, ein alter Freund sei in ihr Nest gekommen und habe sie mit der Bewirtung so lange aufgehalten. Der König der Vögel befahl einigen Vögeln, dem Jüngling den Weg zum Nest der weißen Taube zu zeigen, und als sie, auf dem Baume angelangt, in das Nest sahen, lag das Ei darin, welches den Zauberbann brechen und sie alle erlösen sollte. Der Jüngling steckte es sorgsam in die Tasche und eilte zurück zu seiner jüngsten Schwester, die ihn voll Sehnsucht erwartete.

Der dritte Tag, den das Ungeheuer für die Hochzeit bestimmt, neigte sich schon seinem Ende zu, und als der Jüngling mit seiner Tarnkappe die Höhle erreichte, fand er den Alten bereits dort, im Begriff, das arme Mädchen zu bedrängen. Auf ein Zeichen des

Bruders hin setzte sie sich und bat das Untier, seinen Kopf in ihren Schoß zu betten. Voll Freude willfahrte der Alte ihrem Wunsche. Da steckte der Bruder ihr unbemerkt von hinten das Ei zu. Sie nahm es und warf es dem Unhold mitten auf die Stirne; entsetzt fuhr er auf und brach mit einem Stöhnen, das die Menschen für das Grollen eines Erdbebens hielten, tot zusammen.

Als er den letzten Atemzug getan, standen die beiden Gatten der ältern Schwestern in menschlicher Gestalt vor ihnen und schickten sofort nach ihrer Schwiegermutter, deren Kummer sich so ganz unerwartet in Freude verwandelte. Sie feierten ein fröhliches Fest der Wiedervereinigung, und die jüngste Tochter erfreute sich bis an ihr Lebensende des großen Reichtums, der in der Höhle des Ungeheuers verborgen gelegen war.

Die Abenteuer des kleinen Pfirſichkindes.

Ein japaniſches Märchen.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Japan ein ehrlicher, alter Holzfäller und ſeine Frau. An einem ſchönen Morgen ſtieg der alte Mann mit ſeinem Beil hinauf in die Berge, um Kleinholz zu holen, während ſeine Frau zum Fluß hinabging, die Wäſche zu waſchen. Als ſie am Ufer ſtand, ſah ſie einen Pfirſich auf den Wellen ſchwimmen; als er in ihre Nähe kam, fiſchte ſie ihn heraus und nahm ihn mit ſich nach Hauſe. Sie wollte ihn ihrem Manne geben, damit er ihn eſſe, wenn er von der Arbeit zurückkehrte. Der alte Mann kam bald aus dem Walde heim, und die gute Frau legte den Pfirſich vor ihn auf den Tiſch. Gerade bat ſie ihn, die Frucht zu teilen, als der Pfirſich zerplatzte und ein kleines, wimmerndes Kindchen herausfiel. Das alte Paar nahm ſich des Kindchens an und zog es als ſein eigenes auf. Und weil es

aus einem Pfirsich geboren war, nannten sie es Momotaro, das Pfirsichkind.

Das kleine Pfirsichkind wuchs zu einem kräftigen, mutigen Knaben heran; eines Tages sagte er zu seinen Pflegeeltern:

«Ich will zur Insel der Menschenfresser gehen, und dort die Schätze holen, die sie bewachen und angesammelt haben. Bitte macht mir für die Reise Hirseklöse.»

Die alten Leutchen mahlten die Hirse und machten die Klöse zurecht; das Pfirsichkind nahm zärtlichen Abschied von den Alten und begab sich vergnügt auf die Wanderschaft.

Es war noch nicht weit gegangen, als ihm ein Affe begegnete und es in seinem Kauderwelsch anredete: «Kia, Kia, Kia, wohin des Weges, Pfirsichkind?»

Ich gehe auf die Insel der Menschenfresser, um ihren Schatz zu holen», erwiderte Pfirsichkind.

«Was trägst Du in Deinem Gürtel?»

«Ich habe darin die besten Hirseklöse von Japan verwahrt.»

«Gib mir einen, und ich komme mit», sagte der Affe.

Pfirsichkind gab dem Affen einen Klos, und sie gingen zusammen weiter. Bald darnach trafen sie einen Fasan, der rief:

«Km! Km! Km! Wohin des Weges, Pfirsichkind?»

Pfirsichkind gab dieselbe Antwort wie zuvor, und der Fasan erbat und erhielt einen Hirseklos, wofür er in Pfirsichkinds Dienste trat, und ihm folgte. Ein wenig später begegneten sie einem Hund, der bellte:

«Wau, wau, wau, wohin des Weges, Pfirsichkind?»

«Ich geh zur Menschenfresserinsel, mir den Schatz zu holen.»

«Willst Du mir einen Deiner vorzüglichen Hirseklöse geben, dann gehe ich mit Dir», sagte der Hund.

«Von Herzen gerne», sagte Pfirsichkind, und setzte in Begleitung des Affen, des Fasanen und des Hundes die Wanderschaft fort.

Als sie an die Menschenfresserinsel kamen, flog der Fasan über das Tor des Schlosses, der Affe kletterte über die Schloßmauer, während Pfirsichkind den Hund führte und sich mit seiner Hilfe den Eintritt in das Schloß erzwang. Hierauf kämpften sie mit den Menschenfressern, schlugen sie in die Flucht und nahmen ihren König gefangen. Die Menschenfresser mußten alle dem Pfirsichkind huldigen, und ihm ihre Schätze bringen. Darunter waren Mäntel und Mützen, die den Träger unsichtbar machten; es gab auch Edelsteine, die der Ebbe und der Flut geboten. Smaragden, Korallen, Moschus, Bernstein und viel Gold und Silber war da, und alle diese Schätze wurden von den besiegten Menschenfressern vor Pfirsichkind ausgebreitet. Pfirsichkind zog, mit Schätzen reich beladen, heimwärts, und sorgte für ein glückliches, friedliches Alter seiner Pflegeeltern.

Der Spatz mit der abgeschnittenen Zunge.

Ein japanisches Märchen.

Es war einmal ein alter Mann und eine alte Frau. Der alte Mann hatte ein gutes Herz und zog einen jungen Spatz auf, den er zärtlich liebte. Aber die alte Frau war ein übellauniges, zänkisches Geschöpf. Eines Tages, als der Spatz von dem Teig genascht hatte, den sie zum Stärken ihrer Wäsche verwendete, erfaßte sie ein heftiger Zorn und sie schnitt dem Spatz die Zunge ab; dann ließ sie ihn fliegen. Als der alte Mann von den Bergen herabkam und den Spatz nicht mehr fand, fragte er nach ihm. Die alte Frau erwiderte, sie habe ihm die Zunge abgeschnitten und ihn fliegen lassen, weil er ihre Stärke gestohlen. Als der alte Mann von dieser Grausamkeit hörte, ward er sehr traurig und dachte bei sich: «Ach, wo mag mein Vögelchen jetzt sein? Wo wohnt es jetzt?» Er suchte nah und fern nach seinem Liebling und rief immer: «Herr Spatz, Herr Spatz, wo weilst Du?»

Eines Tages fand der alte Mann den Spatz an dem Fuße eines Berges. Sie beglückwünschten einander zu dem Wiedersehen und zu ihrer gegenseitigen Sicherheit. Alsdann führte der Spatz den alten Mann in sein Haus und stellte ihn seiner Frau und den Kindern vor. Er bewirtete ihn mit allerlei auserlesenen Leckerbissen und bewies ihm große Gastfreundschaft.

«Bitte, teile unser armes Mahl,» sagte der Spatz. «Wenngleich wir auch arm sind, bist Du uns doch hochwillkommen.»

Die Frau, die Kinder und Enkel bedienten bei Tisch, und als der Gast keinen Wein mehr trinken wollte, zerbrach der Spaß das Glas und tanzte dem Gast zu Ehren einen Gigue.

«Welch' höflicher Spaß», dachte der alte Mann und blieb noch lange in der Spaßenfamilie zu Gast. Sie bewirteten ihn wahrhaft königlich. Endlich entschloß der alte Mann sich, heimzukehren und verabschiedete sich herzlich. Der Spaß aber brachte ihm noch zwei Weidenkörbe als Gastgeschenk, von denen er einen mitzunehmen bat. Der eine Korb war schwer, der andere leicht, und der alte Mann meinte, er sei schwach und hoch an Jahren, somit nähme er mit Dank den leichten Korb. Er hob ihn auf die Schulter und wandte sich heimwärts. Die Spaßenfamile war ob des Abschieds ganz trostlos.

Als der alte Mann in seine Hütte trat, wurde die grämliche Alte sehr böse und zankte ihn: «So, wo hast Du Dich die ganze Zeit herum getrieben? Das ist eine schöne Aufführung für einen Mann in Deinem Alter»

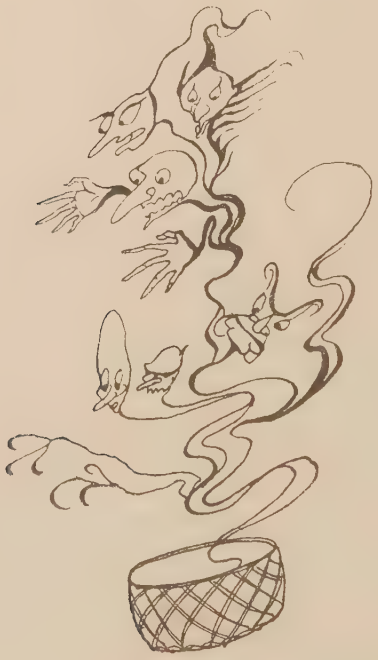
«Oh,» erwiderte der alte Mann, «ich war bei meinem Spaß zu Gast und als ich fortging, schenkte er mir diesen Weidenkorb.» Sie öffneten den Korb, um zu sehen, was er enthielt und, oh Wunder!, er war ganz angefüllt mit Gold und Silber, kostbarem Geschmeide und Seidenrollen. Als die alte Frau, die ebenso habgierig wie übellaunig war, die Schätze vor sich ausgebreitet sah, änderte sie ihre Redeweise und vermochte ihre Freude nicht zu verbergen.

«Ich will auch den Spaß besuchen,» sagte sie, «er gibt mir dann sicher auch ein schönes Geschenk.» Sie fragte den alten Mann nach dem Weg zur Behausung des Spaßen und begab sich alsogleich dahin. Da sie seine Angaben genau befolgte, traf sie bald den Spaß mit der abgeschnittenen Zunge und rief schon von weitem:

«Guten Tag, guten Tag, Herr Spaß. Ich habe mich so auf das Wiedersehen gefreut.» Sie gab sich alle Mühe, ihn in gute Laune zu versetzen und schmeichelte ihm mit schönen Redensarten, soviel sie nur konnte.

Der Vogel konnte nicht umhin, die Frau aufzufordern, in sein Haus zu kommen; er gab sich aber mit der Bewirtung keine Mühe, erwähnte beim Abschied auch nicht des Saitgeschenkes. Doch sie ließ sich nicht irre machen und bat um ein Geschenk als Andenken an ihren Besuch. Der Spatz brachte auch zwei Weidenkörbe, und die habsüchtige alte Frau griff rasch nach dem schwersten und eilte damit heimwärts. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie den Korb öffnete, um zu sehen, was er enthielt! Da sprangen ihr lauter kleine Teufel und Kobolde ins Gesicht und quälten sie auf schreckhafte Weise.

Der alte Mann aber nahm einen Sohn an, und seine Familie ward reich und glücklich.



Frost.

Ein russisches Märchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte eine Frau und drei Töchter. Die Frau liebte die älteste Tochter gar nicht, denn es war ihre Stieftochter, und so zankte sie dieselbe beständig. Außerdem mußte sie viel früher wie die anderen Töchter aufstehen und die gesamte Hausarbeit besorgen. Ehe der Tag graute, fütterte das Mädchen schon die Kühe und gab dem Pferd zu trinken. Dann machte sie Feuer im Herd, wischte das Zimmer auf, flickte die Kleider und hielt alles in schönster

Ordnung. Es gelang ihr aber nie, die Stiefmutter zufrieden zu stellen; die brummte ständig, wenn Marfa nur in ihre Nähe kam.

«Du Faulpelz, Du Schmutzfink, Du Schlampe, hier der Besen steht nicht an seinem Platz, und da stimmt etwas nicht, und der Schmutzkübel ist noch nicht ausgeleert!»

Das Mädchen schwieg und weinte sich die Augen rot. Sie versuchte es auf jede Weise, sich in die Wünsche der Stiefmutter zu schicken und ihren Stiefschwestern zu Diensten zu sein. Aber diese behandelten sie nach dem Beispiel ihrer Mutter und beschimpften die arme Marfa, bis sie in Tränen ausbrach; daran hatten alle ihre Freude! Sie blieben bis tief in den Tag hinein im Bett liegen, wuschen sich in gewärmtem Wasser und wechselten jeden Tag das Handtuch. Sie arbeiteten erst nach dem Mittagessen.

So wurden die Mädchen älter und älter, bis sie endlich das heiratsfähige Alter erreichten. Dem alten Manne tat seine älteste Tochter leid, denn er liebte sie ob ihres Fleißes und ihrer Folgsamkeit. Sie war nie eigensinnig, tat stets wie ihr geheißen und widersprach nie. Doch wie sollte er ihr helfen? Er war schwach, seine Frau zanksüchtig und die Töchter ebenso eigensinnig wie träge.

Die Alten überlegten, der Vater, wie er wohl die Töchter verheiraten könne, die Mutter, wie sie die älteste Tochter am besten los würde. Eines Tages sagte sie zu ihrem Mann:

«Alter, wir wollen Marfa verheiraten!»

«Sehr gerne», sagte er und rutschte von der Ofenbank herunter, wo er geschlafen hatte. Seine Frau rief ihm noch zu:

«Steh' morgen früh auf, Alter, und spann die Stute vor den Schlitten, um mit Marfa fortzufahren. Marfa, Du richtest Deine Sachen in einen Korb und ziehst frische Wäsche an, denn morgen gehst Du fort auf Besuch.»

Die arme Marfa freute sich sehr über die gute Neuigkeit und schlief die ganze Nacht herrlich. Sie stand noch früher auf wie sonst, wusch sich sorgfältig, sagte ihr Morgengebet und legte ihre Sachen

in schönster Ordnung in den Korb. Sie zog ihre schönsten Kleider an und sah ganz bräutlich aus.

Es war zur Winterszeit und draußen bitter kalt. Der Schnee knirschte, und der Atem fror am Munde. Im Morgengrauen, vor Sonnenaufgang, schirrte der alte Mann das Pferd, spannte es vor den Schlitten und führte ihn vor die Türe. Dann ging er ins Haus, setzte sich auf das Fensterbrett und sagte:

«Ich bin bereit.»

«Setz Dich an den Tisch und iß», brummte die Frau. Der alte Mann setzte sich zu Tisch und hieß die Tochter sich neben ihn setzen. Auf dem Tische stand der Brotkorb. Er schnitt ein Stück für sich und eines für die Tochter. Die alte Frau stellte einen Teller mit aufgewärmter Kohlsuppe vor sie hin und sagte:

«Hier, mein Täubchen, iß und mach, daß Du fortkommst. Ich habe Dich lang' genug gesehen. Alter, fahre Marka zu ihrem Bräutigam. Paß aber auf, alter Griesgram, daß Du mir den Weg nicht verfehlst. Erst fährst Du immer gerade aus, dann drehst Du nach rechts in den Wald und da, wo die große Tanne auf dem Hügel steht, da übergibst Du Marka an den Frost.»

Der alte Mann riß die Augen weit auf und dann auch den Mund. Er hielt mit Essen inne, und das Mädchen begann bitterlich zu weinen.

«Zu was laßt Ihr die Köpfe hängen und heult und jammert?» fragte die Stiefmutter höhnisch. «Dein Bräutigam ist ein schöner und reicher Mann! Schau hinaus, das alles gehört ihm, die Tannen, die Kiefernzapfen und die Silberbirken, alle tragen Daunenkleider, sodaß jeder sie um ihr stattliches Aussehen beneiden möchte. Er selbst ist ein Bogatir, ein Märchenprinz!»

Der alte Mann stellte schweigend den Korb in den Schlitten, wickelte seine Tochter in einen dicken Pelz und fuhr mit ihr fort. Nach einer Weile kamen sie an den Wald, und der Alte verließ den gebahnten Weg und fuhr über den hart gefrorenen Schnee. Inmitten

des Waldes hielt er inne und hieß die Tochter aussteigen. Er stellte den Korb unter die große Tanne und sagte:

«Setze Dich hier hin und warte auf den Bräutigam und empfange ihn ja recht liebevoll.»

Er wandte das Pferd und fuhr heimwärts.

Das Mädchen saß frierend da und wartete. Die Kälte durchdrang sie und gerne hätte sie laut geweint; dazu jedoch fehlte ihr die Kraft. Ihre Zähne schlugen aufeinander. Plötzlich vernahm sie ein Geräusch; Frost hockte nicht weit von ihr in einer Tanne. Bald stand er auf der Tanne, unter der das Mädchen saß, und rief von oben:

«Bist Du warm, Mädchen!»

«Ganz warm, lieber Vater Frost», erwiderte sie.

Frost stieg etwas tiefer herunter; es knackte und krachte vor Kälte, und er schnalzte mit den Fingern. Frost fragte das Mädchen wieder:

«Liebes Mägdelein, bist Du warm; Schönheitchen, bist Du warm?»

Das Mädchen vermochte vor Kälte kaum zu atmen, erwiderte aber mutig: «Ich bin warm, lieber Frost, ganz warm, guter Vater Frost.»

Der Frost knackte und krachte noch lauter wie zuvor und schnalzte mit den Fingern; dann fragte er abermals:

«Mein Mädchen, bist Du warm? Schönheitchen, bist Du warm? Mein Liebling, bist Du warm?»

Das Mädchen war vor Kälte ganz erstarrt und konnte nur mehr kaum vernehmbar antworten:

«O, lieber Frost, ich bin ganz warm.»

Den Frost dauerte das Mädchen, und so wickelte er sie in schöne Pelze und legte wollene Decken um sie herum.

Am nächsten Morgen sagte die Alte zu ihrem Manne:

«Alter Griesgram, fahr in den Wald hinaus und wecke das junge Paar auf.»

Der alte Mann spannte das Pferd vor den Schlitten und fuhr in den Wald. Als er zu der Stelle kam, wo er seine Tochter verlassen hatte, fand er sie lebend in schöne Pelze gehüllt. Ein kostbarer Brautschleier umgab sie, und neben ihr stand ein großer Korb voll der schönsten Dinge. Er stellte schweigend alles in den Schlitten, und setzte sich mit seiner Tochter hinein. Sie fuhren nach Hause. Dort angekommen, sank das Mädchen vor der Stiefmutter auf die Knie. Die Alte war wie vom Schlag getroffen, als sie das Mädchen lebend wiedersah, und dazu in einem neuen Pelz mit einem Korb voll Geschenke.

«Oh, Du Hexe, mich betrügst Du nicht,» schrie sie die Tochter an.

Etwas später sagte die Alte zu ihrem Manne:

«Fahre Du auch meine Töchter zu dem Bräutigam in den Wald hinaus. Er wird ihnen sicherlich viel schönere Geschenke geben.»

Die Frau gab ihren Töchtern am folgenden Morgen ein reichliches Frühstück und kleidete sie, wie es sich für reiche Bräute ziemt. So ausgerüstet begaben sie sich auf die Fahrt. Der alte Mann setzte sie der Weisung gemäß an der großen Tanne ab.

Nun saßen die Mädchen unter dem Baum und lachten und redeten allerhand.

«Was Mutter wohl glaubt, uns plötzlich verheiraten zu wollen! Gerade als ob es in unserem Dorfe nicht genug Burschen gäbe! Wer weiß, welch' gräulicher Mensch kommen wird und dann, weiß man überhaupt, wer er ist.»

Die Mädchen hatten dicke Pelze an, froren aber trotzdem entsetzlich.

«Praxovia, der Frost zieht mir bei lebendigem Leib die Haut ab! Wenn unser Bräutigam sich nicht beeilt, werden wir vor Kälte sterben.»

«Schwatz keinen Unsinn, Mashka, am Vormittag kommt kein Bewerber. Und jetzt ist noch nicht Mittagszeit.»

«Aber, Praxovia, wenn nur *einer* kommt! Welche von uns Beiden wird er wählen?»

«Dich dumme Gans sicher nicht!»

«Dann nimmt er wohl Dich.»

«Natürlich, sonst niemand.»

«Dich, das wollen wir doch sehen! Hör' jetzt auf, Unsinn zu schwatzen und die Leute zum Besten zu halten.»

Unterdessen strich Frost den Mädchen über die Hände; zitternd versteckten sie sie unter die Kleider und fuhren fort, miteinander zu streiten.

«Was, Du Schreckhans, Du verschlafenes Ding, Du abgefeimte Dirne! Du bist nicht einmal klug genug, um weben zu können.»

«Ach, Du Prahlhans, was kannst Du denn? Zu allen Vergnügungen und Tanzereien läufst Du hin und schleckst Dir den Mund darnach. Wir werden schon sehen, wen der Freiersmann heimführt.»

Während die Mädchen also miteinander zankten, fingen sie allen Ernstes heftig zu frieren an. Ueber eine Weile riefen beide gleichzeitig:

«Ach, wo bleibt er denn so lange? Du bist schon ganz blau!»

In weiter Ferne hatte Frost zu krachen und knacken angefangen und sprang, mit den Fingern schnalzend, von einer Tanne zur andern. Den Mädchen deuchte es, als ob sich jemand nähere.

«Horch, Praxovia, er kommt mit Schellengeläut.»

«Laß mich in Ruhe! Ich will nichts hören, die Haut fällt mir vor Kälte ab.»

«Und doch glaubst Du, daß Dich Jemand heiratet.»

Sie bliesen sich in die Hände.

Frost kam näher und näher. Jetzt stand er über den Köpfen der Mädchen auf der Tanne und rief sie an:

«Seid Ihr warm, Mädchen? Ihr schönen Jüngferlein, seid Ihr warm? Meine Lieblinge, seid Ihr warm?»

«Ach, Frost, es ist furchtbar kalt. Wir sind schon halb erfroren

und warten auf den Bräutigam, doch der verdammte Kerl ist verschwunden.»

Frost glitt an der Tanne herab; es knirschte und krachte, und er schmalzte rascher mit seinen Fingern.

«Mädchen, seid Ihr warm? Ihr schönen Jüngferlein, seid Ihr warm?»

«Scher Dich zum Teufel! Bist Du blind, daß Du nicht siehst, wie steif und blau gefroren unsere Hände und Füße sind?»

Frost kam immer tiefer zu ihnen herab, und ließ sie mehr und mehr seine Macht fühlen.

«Seid Ihr warm, Mädchen?»

«Ach, daß Dich doch die Erde verschlinge. Du Unhold, geh' uns aus den Augen!» riefen die Mädchen — und fielen tot zusammen.

Am folgenden Morgen sagte die alte Frau zu ihrem Manne:

«Alter, spann die Stute vor den Schlitten, und lege Heu hinein und Schaffelle. Die Mädchen werden wohl halb erfroren sein. Es ist heute ganz besonders kalt. Eile Dich, alter Griesgram, mach' voran!»

Noch ehe der alte Man einen Bissen genossen, stand er schon im Stall, und bald darnach befand er sich auf dem Wege. Als er zu dem Platze kam, wo er die Mädchen verlassen, waren beide tot. Er hob die Leichen in den Schlitten, schlug eine Decke um sie und legte noch eine Blache darüber. Schon von weitem sah die Alte das Gefährt, lief ihm entgegen und rief:

«Wo sind meine Töchter?»

«Im Schlitten.»

Die Alte hob die Blache auf, nahm die Decke weg und sah die Leichen.

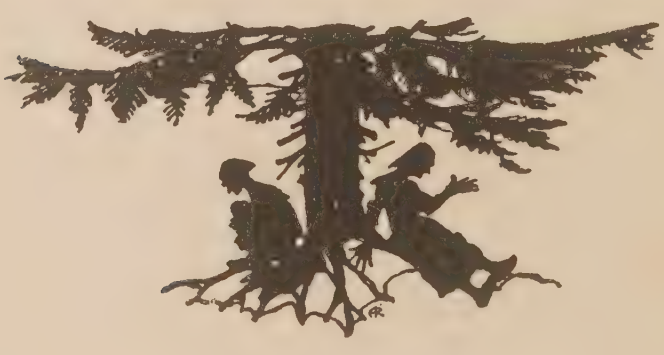
Wie ein Donnerwetter ergoß sich nun ihr Zorn über den Mann.

«Was hast Du alter Lump getan? Du hast meine Töchter umgebracht, mein eigen Fleisch und Blut, meine innigstgeliebten

Kinder getötet, meine Kinder, an denen ich mich nie satt sehen konnte, meine süßen Kirschen! Ich will Dich mit glühenden Eisen prügeln; ich renne Dir den Ofenkratzer in den Leib!»

«Halt ein, das genügt, Du alte Gans. Du glaubtest Reichtümer zu erlangen, aber Deine Töchter waren dazu viel zu halsstarrig. Wie kann mich Schuld treffen? Du hast es so gewollt.»

Die alte Frau gab sich ganz ihrem Zorne hin, und schmähte und schalt; doch bald versöhnte sie sich mit ihrer Stieftochter, und sie lebten in Frieden und Wohlstand miteinander, ohne bösen Hintergedanken. Ein Nachbar freite um die Tochter, die Hochzeit wurde gefeiert, und Marfa lebt nun als glückliche Frau. Der alte Mann aber erschreckt seine Enkelkinder mit furchtbaren Geschichten, die er über Frost zu erzählen weiß, und hält sie damit im Zaum.



Die goldnen Aepfel und die neun Pfauhennen.

Ein serbisches Märchen.

Es war einmal ein Zar, der hatte drei Söhne und vor seinem Palast einen goldnen Apfelbaum, der jede Nacht erblühte und reife Früchte brachte. Aber irgend jemand pflückte sie, und man konnte nicht entdecken, wer. Einmal sprach der Zar mit seinen Söhnen darüber: «Wo bleiben nur die Früchte von unserm Apfelbaum?» Darauf sagte der Aelteste: «Ich werde diese Nacht den Apfelbaum bewachen und sehen, wer da pflückt.» Als es nun Abend wurde, legte er sich unter den Baum, um ihn zu bewachen, aber als die Aepfel gerade am Reifen waren, schlief er ein, und als er in der Frühe erwachte, war der Apfelbaum leer. Da ging er zu seinem Vater und erzählte ihm alles getreulich. Darauf erbot sich der zweite Sohn, den Apfelbaum zu bewachen, aber es ging ihm ebenso: Er schlief unter dem Baume ein, und als er in der Frühe erwachte, war der Baum leer. Jetzt kam die Reihe an den jüngsten Sohn, den Baum zu bewachen; er machte sich fertig, trug sein Bett unter den Baum und legte sich schlafen. Gegen Mitternacht erwachte er und warf einen Blick auf den Baum. Die Aepfel waren gerade im Reifen, und der ganze Palast erglänzte von ihnen. In diesem Augenblick kamen neun goldene Pfauhennen geflogen; acht ließen sich auf den Apfelbaum nieder, die neunte zu ihm auf das Bett und verwandelte sich in ein Mädchen, wie es kein schöneres im Reiche gab. So herzten und küßten sich die beiden bis nach Mitternacht; dann stand das Mädchen auf und dankte ihm für die Aepfel, er aber

bat sie, ihm wenigstens einen zu lassen, und sie ließ ihm zwei, einen für sich, und den andern solle er seinem Vater bringen. Darauf verwandelte sich das Mädchen wieder in eine Pfauhenne und flog mit den andern davon. Als es Tag wurde, stand der Zarensohn auf und brachte dem Vater die beiden Aepfel. Dem war das sehr lieb, und er lobte seinen jüngsten Sohn. Am nächsten Abend richtete dieser sich wieder so ein wie vorher, bewachte wieder ebenso den Baum und brachte am nächsten Morgen dem Vater wieder zwei goldene Aepfel. Als er so einige Nächte verfahren war, fingen die Brüder an, es ihm übelzunehmen, daß sie die Aepfel nicht hatten bewachen können und er es jede Nacht konnte. Gerade zu der Zeit fand sich eine böse alte Hexe ein, die ihnen versprach, den jüngsten Bruder zu ertappen und herauszubringen, wie er den Apfelbaum bewache. Als es wieder Abend war, schlich sich die Alte unter den Apfelbaum, kroch unter das Bett und versteckte sich dort. Bald nachher kam der jüngste Zarensohn und legte sich schlafen wie früher. Um Mitternacht, sieh da, die neun Pfauenhennen; acht lassen sich auf den Baum nieder, die neunte fliegt zum Zarensohn auf das Bett und verwandelt sich in ein Mädchen. Da nahm die Alte ganz leise eine Haarflechte des Mädchens, die über das Bett herabhing und schnitt sie ab; sogleich fuhr das Mädchen auf, verwandelte sich in eine Pfauhenne und flog davon, und die andern aus dem Baume mit ihr; fort waren sie. Da sprang auch der Zarensohn auf und rief: «Was ist das?» Dabei griff er unter das Bett, packte die Alte und zog sie hervor; und am nächsten Morgen ließ er sie Pferden an die Schweife binden und in Stücke zerreißen. Die Pfauhennen aber kamen nicht mehr zum Apfelbaum, und darum klagte und weinte der Zarensohn in einem fort. Endlich beschloß er, in die weite Welt zu gehen, um seine Pfauhenne zu suchen und nicht eher heimzukehren, bis er sie gefunden habe. Damit ging er zu seinem Vater und sagte ihm, was er beschlossen habe. Der Vater wollte ihn davon abbringen und redete ihm zu, es zu lassen; er werde ihm ein anderes Mädchen aus seinem

Reiche verschaffen, welches er wolle. Aber das Zureden war ganz vergeblich, der Zarensohn machte sich auf und zog mit nur einem Diener hinaus in die Welt, seine Pfauhenne zu suchen. Nach langer Wanderung kam er an einen See, fand dort einen großen reichen Palast und darin eine alte Frau, eine Zarin, und ein Mädchen, ihre Tochter. Die Alte fragte er: «Ich bitte dich um Gotteswillen, Mütterchen, weißt du etwas von neun goldnen Pfauhennen?» Darauf antwortete die Alte: «Ja, mein Sohn; sie kommen jeden Mittag an diesen See und baden, aber laß du die Pfauhennen fahren; hier hast du meine Tochter, ein schönes Mädchen, und viel Geld und Gut, alles soll Dein sein.» Er aber konnte kaum erwarten, die Pfauhennen zu sehen und wollte nicht einmal anhören, was die Alte von ihrer Tochter sagte. Am nächsten Morgen stand er auf und begab sich an den See, um die Pfauhennen zu erwarten. Die Alte aber hatte den Diener bestochen, ihm einen kleinen Blasebalg gegeben und ihm gesagt: «Du siehst diesen Blasebalg; wenn ihr an den See kommt, blase ihm unbemerkt in den Nacken, nur ganz wenig, dann wird er einschlafen und kann sich nicht mit den Pfauhennen bereden.» Der unselige Diener tat das auch. Als sie an den See gekommen waren, fand er eine Gelegenheit, seinem Herrn aus dem Blasebalg in den Nacken zu blasen, und der Arme schlief sogleich ein wie tot. Kaum war er eingeschlafen, da erschienen die neun Pfauhennen, acht ließen sich am See nieder, die neunte zum Zarensohn aufs Pferd, umarmte ihn und versuchte ihn zu wecken: «Wach auf, mein Labsal! Wach auf, mein Herz! Wach auf, meine Seele!» Aber er merkte nichts, als wäre er tot; und die Pfauhennen, nachdem sie gebadet hatten, flogen alle zusammen fort. Da erwachte er sogleich und fragte den Diener: «Wie ist es? Sind sie gekommen?» Der Diener antwortete sie seien dagewesen, acht hätten sich am See niedergelassen, die neunte zu ihm auf's Pferd, habe ihn umarmt und zu wecken versucht. Als der arme Zarensohn das hörte, wollte er sich fast das Leben nehmen.

Am andern Tag in der Frühe machte er sich wieder mit dem Diener auf, stieg zu Pferde und ritt immer am See entlang. Der Diener fand wieder Gelegenheit, ihm aus dem Blasebalg in den Nacken zu blasen, und er verfiel sogleich in Schlaf wie tot. Kaum war er eingeschlafen, da waren auch schon die neun Pfauhennen da, acht ließen sich am See nieder, die neunte zu ihm aufs Pferd, umarmte ihn und versuchte ihn zu wecken: «Wach auf, mein Labsal! Wach auf, mein Herz! Wach auf, meine Seele!» aber es half nichts, er schlief wie tot. Da sagte sie zu dem Diener: «Sage deinem Herrn, morgen könne er uns noch hier erwarten, dann aber werde er uns hier nicht mehr sehen.» Damit flogen die Pfauhennen fort; kaum waren sie weg, als der Zarensohn erwachte und den Diener fragte: «Sind sie dagewesen?» Der Diener antwortete: «Ja, und sie lassen dir sagen, daß du sie nur noch morgen hier erwarten kanst, daß sie dann nicht mehr kommen werden.» Als der arme Herr das hörte, wußte er gar nicht, was er mit sich anfangen sollte, und raufte sich das Haar vom Kopfe vor Schmerz und Kummer.

Als der dritte Tag anbrach, machte er sich wieder auf, bestieg sein Pferd und ritt am See entlang, aber nicht im Schritt, sondern immer in vollem Lauf, um nicht einzuschlafen. Aber wiederum fand der Diener eine Gelegenheit, ihm aus dem Blasebalg in den Nacken zu blasen, und er fiel sofort auf dem Pferd vornüber und schlief ein. Kaum war er eingeschlafen, da waren auch schon die neun Pfauhennen da, acht ließen sich am See nieder, die neunte zu ihm aufs Pferd, umarmte ihn und versuchte ihn zu wecken: «Wach auf, mein Labsal! Wach auf, mein Herz! Wach auf, meine Seele!» Aber es half nichts, er schlief wie tot. Da sagte sie dem Diener: «Wenn dein Herr aufwacht, sage ihm, er solle den oberen Nagel von dem unteren abschlagen (d. h. den Nagelkopf vom Nagelstiel), dann würde er mich auffinden.» Damit flogen die Pfauhennen alle fort. Der Zarensohn wachte auf und fragte den Diener: «Sind sie dagewesen?» Der antwortete: «Sie sind dagewesen, und die, die sich zu dir aufs Pferd nieder-

ließ, läßt dir sagen, du sollst den obern Nagel vom untern abschlagen, dann würdest du sie auffinden.» Als er das hörte, zog er seinen Säbel und hieb dem Diener den Kopf ab. Darauf begab er sich allein auf die Reise in die Welt. Nach langer Wanderung kam er in ein Gebirge, übernachtete dort bei einem Einsiedler und fragte ihn, ob er ihm nicht etwas über die neun goldnen Pfauhennen sagen könne. Der Einsiedler antwortete: «Ei, mein Sohn! Du hast Glück; Gott hat dich gerade den richtigen Weg geführt; von hier bis zu ihnen ist es nicht mehr als eine halbe Tagereise. Du brauchst nur geradeaus zu gehen, dann triffst du auf ein großes Gattertor, gehst da durch und hältst dich rechts, dann kommst du geradeswegs in ihre Stadt, wo auch ihr Palast ist.» Am nächsten Morgen machte sich der Zarensohn auf, dankte dem Einsiedler und ging den Weg, den ihm der gezeigt hatte. So kam er an das große Gatter, ging hindurch, schlug sich sogleich nach rechts und erblickte um Mittag die weiß erglänzende Stadt; da freute er sich sehr. In der Stadt angekommen, erfragte er sogleich den Palast der neun Pfauhennen und ging dorthin; am Tor hielt ihn die Wache auf und fragte ihn: wer und woher. Nachdem er sich ausgewiesen hatte, gingen die Wächter, ihn der Zarin zu melden, und kaum hatte diese es gehört, als sie ganz außer sich zu ihm hinlief, und zwar in Mädchengestalt wie früher; dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in den Palast. Da war große Freude, und nach einigen Tagen heirateten die beiden, und der Zarensohn blieb bei seiner Gattin wohnen.

Bald darauf ging die Zarin einmal spazieren, während der Zarensohn im Palast blieb; beim Weggehen übergab sie ihm die Schlüssel von zwölf Kellerräumen und sagte ihm: «In alle Keller kannst du gehen, nur in den zwölften keinesfalls; öffne ihn auch nicht, das hieße mit dem Leben spielen.» Damit ging sie fort. Der Zarensohn, der so allein im Palast geblieben war, dachte bei sich: «Was kann wohl in dem zwölften Keller sein?», öffnete alle Kellerräume nach der Reihe, und als er an den zwölften kam, wollte er

ihn erst nicht öffnen, aber dann reizte es ihn, zu erfahren, was darin sein möchte, und endlich machte er ihn auf. Da sah er mitten im Keller ein großes Faß mit eisernen Reifen beschlagen und mit offenem Spundloch. Aus dem Faß kam eine Stimme: «Ich bitte dich um Gottes willen, Bruder? Ich sterbe vor Durst, gib mir einen Becher Wasser.» Da nahm der Zarensohn einen Becher Wasser und schüttete es in das Faß, aber sowie er das getan hatte, sprang sogleich ein Faßreifen. Darauf kam wieder die Stimme aus dem Faß: «Um Gottes willen, Bruder! Ich sterbe vor Durst, gib mir noch einen Becher Wasser.» Der Zarensohn schüttete wieder einen Becher Wasser hinein, und an dem Faß sprang noch ein Reifen. Zum drittenmal kam dann die Stimme aus dem Faß: «Um Gottes willen, Bruder! Gib mir noch einen Becher Wasser.» Der Zarensohn schüttete noch einen Becher Wasser hinein, auch der dritte Reifen sprang, und das Faß fiel auseinander. Sogleich flog ein Drache heraus, ergriff unterwegs die Zarin und trug sie davon. Darauf kamen die Dienerinnen und zeigten dem Zarensohn an, was geschehen war, und er, der arme Mann, wußte vor Gram nicht, was er anfangen sollte. Endlich aber beschloß er, wieder in die weite Welt zu ziehen und seine Gattin zu suchen. Bei der langen Wanderung kam er einmal an ein Gewässer, und als er da entlang ging, sah er einen kleinen Fisch in einer Pfütze zappeln. Als das Fischlein ihn bemerkte, fing es an zu bitten: «Sei mir ein Bundesbruder! Wirf mich ins Wasser; ich werde dir einmal sehr nützlich sein; nimm eine Schuppe von mir, und wenn du mich brauchst, reibe sie nur ein wenig.» Der Zarensohn hob das Fischlein auf, nahm ihm eine Schuppe, warf es ins Wasser und wickelte die Schuppe in ein Tuch. Nach einiger Zeit traf er auf seiner Wanderung einen Fuchs, der sich in einem Fangeisen gefangen hatte. Als der ihn bemerkte, rief er ihn an: «Sei mein Bundesbruder! Mache mich aus dem Eisen los, ich werde dir irgendeinmal von Nutzen sein; nimm ein Haar von mir, und wenn du mich brauchst, reibe es nur ein wenig.» Da

nahm er von ihm ein Haar und machte ihn los. Als er nun wieder weiter zog, über ein Gebirge, fand er dort einen Wolf, der sich in einem Eisen gefangen hatte. Auch der Wolf rief ihn an: «Sei mein Bundesbruder! Mach mich los, ich werde dir in der Not beistehen; nimm ein Haar von mir, und wenn du mich brauchst, reibe es nur ein wenig.» Da nahm er auch von dem Wolf ein Haar und machte ihn los. Als er wieder lange gewandert war, begegnete er einem Menschen, den fragte er: «Ich bitte dich um Gottes willen, Bruder! Hast du je von irgendwem gehört, wo der Palast des Drachenzaren ist?» Der Mann wies ihm freundlich den Weg und gab ihm auch die Zeit an, die er bis dahin brauche. Da dankte ihm der Zarensohn, ging vorwärts und kam endlich in die Drachenstadt. Als er dort in den Palast des Drachen trat, fand er seine Gattin; beide freuten sich sehr über ihr Wiederfinden und fingen gleich an zu beraten, was jetzt zu machen sei und wie sie sich retten könnten. Endlich beschlossen sie, zu fliehen, stiegen zu Pferde und eilten so schnell wie möglich fort.

Als sie eben aus dem Palast entwichen waren, kam der Drache auf seinem Pferde angeritten, und trat in den Hof; aber die Zarin war fort. Da fragte er sein Pferd: «Was machen wir jetzt? Essen und trinken wir oder verfolgen wir sie? Das Pferd antwortete: «Iß und trink! Wir werden sie einholen, sei ohne Sorge.» Als der Drache sein Mittagessen verzehrt hatte, stieg er zu Pferde und ritt ihnen nach. Nach kurzer Zeit hatte er die Flüchtlinge eingeholt, nahm dem Zarensohn die Zarin weg und sagte zu ihm: «Geh mit Gott; diesmal verzeihe ich dir, weil du mir im Keller Wasser gegeben hast; aber komm nicht wieder, wenn dir dein Leben lieb ist.»

Der arme Zarensohn ging ein Stück Wegs, aber er konnte seine Sehnsucht nicht bändigen, ging doch zurück und kam am nächsten Tage in den Drachenpalast; dort fand er die Zarin sitzen und weinen. Da sie von neuem zusammen waren, berieten sie wieder, wie sie entfliehen könnten, und der Zarensohn sagte ihr: «Wenn

der Drache kommt, frage ihn, wo er sein Pferd her hat; das sagst du mir dann, und ich will ebenso eins suchen; vielleicht können wir so fliehen.» Damit verließ er den Palast.

Als der Drache nach Hause kam, fing die Zarin an, ihm zu schmeicheln und schön zu tun, und sich mit ihm von allerlei Dingen zu unterhalten; endlich sagte sie: «Du hast aber ein schnelles Pferd. Wo hast du das her? Gott soll dir helfen!» Darauf antwortete er: «Ja, wo ich das her habe, da kann es nicht jeder kriegen. Auf dem und dem Gebirge lebt eine alte Frau, die hat zwölf Pferde an der Krippe; man weiß nicht, welches das schönste ist. Aber in einer Ecke steht noch ein Pferd; das sieht aus, als wäre es räudig, ist aber das allerbeste. Es ist der Bruder des meinen. Wer das bekommt, kann damit zum Himmel hinauf. Aber wer ein Pferd von der Alten haben will, muß drei Tage bei ihr dienen. Sie hat eine Stute mit einem Füllen, die muß er drei Nächte hüten; wer drei Nächte Stute und Füllen bei sich behalten hat, kann sich ein Pferd aussuchen, welches er will. Aber wer sich bei der Alten verdingt und hat Stute und Füllen nicht hüten können, der verliert den Kopf.»

Am nächsten Tage verließ der Drache das Haus; der Zarensohn kam, und die Zarin erzählte ihm alles, was sie von dem Drachen gehört hatte. Sogleich machte er sich auf zu der Alten und als er sie gefunden hatte, rief er sie an: «Gott helf, alte Mutter!» Sie grüßte ihn ebenso: «Gott helf dir, mein Sohn? Was gibt's Gutes?» Er antwortete: «Ich möchte gern bei dir dienen.» Darauf sagte sie: «Gut, mein Sohn! Wenn du mir drei Tage die Stute gut hütest, gebe ich dir ein Pferd, welches du willst; wenn nicht, nehme ich deinen Kopf.» Darauf führte sie ihn mitten in den Hof; um den herum war Pfahl an Pfahl und auf jedem stak ein Menschenkopf, nur auf einem nicht, und der rief in einem fort: «Alte, gib einen Kopf.» Das zeigte ihm die Alte alles und sagte: «Siehst du, die sind alle bei mir im Dienst gewesen und haben die Stute nicht

hüten können.» Der Zarensohn aber hatte davor keine Angst, sondern trat bei der Alten in Dienst. Am Abend bestieg er die Stute, ritt ins Feld, und das Füllen lief hinter der Stute her. Der Zarensohn wollte die ganze Nacht auf der Stute reiten, aber um Mitternacht wurde er schläfrig und schlief ein, und als er erwachte, saß er rittlings auf einem Holzklotz mit dem Halfter in der Hand. Da erschrak er sehr, sprang auf und ging die Stute suchen. Während er so suchte, traf er auf ein Wasser. Da fiel ihm das Fischlein ein, das er aus der Pfütze ins Wasser geworfen hatte; er nahm dessen Schuppe aus dem Tuch, rieb sie ein wenig zwischen den Fingern, und auf einmal erschien das Fischlein aus dem Wasser: «Was ist, Bundesbruder?» Er antwortete: «Die Stute der Alten ist mir weggelaufen, und ich weiß nicht, wo sie ist.» Da sagte der Fisch: «Sie ist hier bei uns, hat sich in einen Fisch verwandelt und das Füllen in einen jungen Fisch; schlage nur mit dem Halfter auf das Wasser und rufe: Halt, Stute der Alten!» Das tat er, und die Stute wurde sogleich, was sie gewesen war und kam mit dem Füllen heraus ans Ufer. Darauf legte er ihr das Halfter an, stieg auf und ritt nach Hause; das Füllen lief hinter der Stute her.

Daheim angekommen, gab ihm die Alte zu essen, brachte die Stute in den Stall, und nun immer mit der Ofenkrücke auf sie los: «Unter die Fische, du Aas!» Die Stute aber antwortete: «Ich bin bei den Fischen gewesen, aber die sind seine Freunde und haben mich verraten.» Da rief die Alte wieder: «Nun denn, unter die Füchse.» Als es Nacht wurde, bestieg er die Stute, ritt ins Feld, und das Füllen lief hinterher. Wieder saß er in einem fort auf der Stute, aber um Mitternacht wurde er schläfrig und schlief ein, und als er aus dem Schlafe auffuhr, saß er rittlings auf einem Kloß und hatte das Halfter in der Hand. Da erschrack er sehr, sprang auf und ging die Stute suchen. Aber da fiel ihm gleich ein, was die Alte zu der Stute gesagt hätte, er nahm das Fuchshaar aus dem Tuche, rieb es, und der Fuchs stand auf einmal vor ihm: «Was ist, Bundesbruder?»

Er antwortete: «Die Stute der Alten ist mir weggelaufen, und ich weiß nicht, wo sie ist.» Darauf sagte der Fuchs: «Sie ist hier bei uns, hat sich in eine Füchsin verwandelt und das Füllen in einen jungen Fuchs; doch schlage mit dem Halfter auf die Erde und rufe: «Halt, Stute der Alten!» Das tat er, und die Stute wurde wieder, was sie gewesen war, und stand auf einmal mit dem Füllen vor ihm. Da legte er ihr das Halfter an und ritt nach Hause; das Füllen lief hinter der Stute her. Die Alte brachte dem Zarensohn zu essen, führte gleich die Stute in den Stall und nun mit der Ofenkrücke auf sie los; dabei rief sie: «Unter die Füchse, du Has!» Die Stute aber antwortete: «Ich war bei den Füchsen, aber die sind seine Freunde und haben mich verraten.» Darauf wieder die Alte: «Nun denn, unter die Wölfe.»

Als es Abend wurde, bestieg der Zarensohn wieder die Stute und ritt fort ins Feld, das Füllen hinterdrein. Auch diesmal saß er in einem fort auf der Stute, aber um Mitternacht wurde er schläfrig und schlief auf der Stute ein; als er aus dem Schlafe auffuhr, saß er rittlings auf einem Kloß und hielt das Halfter in der Hand. Da erschrak er sehr, sprang auf und ging die Stute suchen; aber sofort fiel ihm ein, was die Alte zu der Stute gesagt hatte. Er nahm das Wolfshaar aus dem Tuch und rieb es, sogleich stand der Wolf vor ihm und sagte: «Was ist, Bundesbruder!» Er antwortete: «Die Stute der Alten ist mir weggelaufen, und ich weiß nicht, wo sie ist.» Darauf sagte der Wolf: «Sie ist hier bei uns, hat sich in eine Wölfin verwandelt und das Füllen in einen jungen Wolf; doch schlage mit dem Halfter auf die Erde und rufe: Halt, Stute der Alten!» Das tat er, die Stute wurde wieder, was sie gewesen war, und stand auf einmal mit dem Füllen vor ihm. Er legte ihr das Halfter an und ritt nach Hause; das Füllen lief hinter der Stute her. Die Alte brachte dem Zarensohn das Essen, führte die Stute in den Stall und nun immer mit der Ofenkrücke auf sie los: «Unter die Wölfe, du Has!» Die Stute aber antwortete: «Ich bin bei den Wölfen ge-

wesen, aber die sind seine Freunde und haben mich verraten.» Da ging die Alte hinaus, und der Zarensohn sagte zu ihr: «Nun Alte, ich habe dir redlich gedient, jetzt gib mir, was wir ausgemacht haben.» Sie antwortete: «Ja, mein Sohn, was ausgemacht ist, soll gelten. Wähle dir da von den zwölf Pferden aus, welches du willst.» Er aber sagte: «Ja, was soll ich da lange wählen, gib mir das da in der Ecke, das räudige; die schönen sind nichts für mich.» Die Alte versuchte, ihn davon abzubringen: «Was willst du dir das räudige nehmen, wo so viele schöne Pferde da sind?» Er aber blieb bei seinem Willen: «Gib mir, welches ich haben will! So ist es ausgemacht.» Da konnte die Alte nicht anders, und gab ihm das räudige Pferd; er verabschiedete sich von ihr, und führte das Pferd am Halfter fort, brachte es in einen Wald, rieb es ab und putzte es, und das Pferd wurde glänzend, als hätte es ein goldenes Fell. Dann stieg er auf, und ließ es galoppieren; es flog davon wie ein Vogel; sodaß er schon nach kurzer Zeit vor dem Drachenpalast war. Der Zarensohn ging hinein, und sagte zu der Zarin: «Mach' dich fertig, so schnell wie möglich.» Das tat sie, dann bestiegen sie beide das Pferd, und nun mit Gott auf die Reise!

Bald darauf kam der Drache, sah, daß die Zarin fort war, und sagte zu seinem Pferde: «Was machen wir jetzt? Essen und trinken wir, oder verfolgen wir sie?» Darauf antwortete das Pferd: «Iß oder nicht, trink oder nicht, verfolge oder nicht; einholen wirst du sie nicht.» Als das der Drache hörte, stieg er sofort zu Pferde, und nun hinter ihnen her. Als die beiden den Drachen hinter sich her sprengen sahen, erschracken sie sehr, und trieben ihr Pferd zu schnellerem Lauf an; das Pferd aber sagte: «Habt keine Angst, wir brauchen nicht zu eilen.» Auf einmal, als der Drache schon daran war, sie einzuholen, rief sein Pferd dem Pferde des Zarensohnes und der Zarin zu: «Um Gottes willen, Bruder, warte auf mich, ich komme um bei dem Nachrennen.» Das Zarenpferd aber antwortete ihm: «Was bist du dumm, daß du das Scheusal trägst; bäume dich

und schleudere es ab auf den Felsen, und dann fort mit mir.» Als das Drachenpferd das hörte, schüttelte es sich mit dem ganzen Körper, bäumte sich, und warf den Drachen ab auf den Fels; der Drache aber barst in tausend Stücke, und sein Pferd gesellte sich zum Zarenpferd. Sogleich bestieg es die Zarin, und so kamen beide glücklich in der Zarin Reich, und herrschten dort bis an ihr Lebensende.

Tyll Ulenspiegels letztes Abenteuer.

Ein vlämisches Märchen.

Ulenspiegel und Nele, die ihre Jugend, Kraft und Schönheit bewahrt hatten, — denn die Liebe und der Geist Flanderns altern nie, — lebten geruhig auf dem Turm von Necre und harrten der Zeit, wo nach manch harten Prüfungen endlich der Wind der Freiheit wieder über ihrem Vaterland wehen würde.

Ulenspiegel hatte gebeten, ihn zum Kommandanten und Wächter des Turmes zu machen, mit der Angabe, daß er mit seinen Adleraugen und seinen Hasenohren wohl merken könnte, ob der Spanier versuchen werde, in die befreiten Lande nochmals einzufallen. Alsdann werde er «Wachtarm» schlagen, das ist auf Vlämisch Sturm läuten.

Der Magistrat tat, wie er wollte. Seiner guten Dienste halber gab man ihm täglich einen Gulden, zwei Kannen Bier, Bohnen, Käse, Schiffszwieback und in der Woche drei Pfund Rindfleisch.

Solchergestalt lebten Ulenspiegel und Nele zu zweit gar trefflich. In der Ferne erblickten sie mit Freuden die freien Inseln Zeelands, nahebei Wiesen, Wald, Burgen und Festungen und die gewappneten Geusenschiffe, so die Küsten bewachten. Zur Nacht stiegen sie oftmals auf den Turm, setzten sich auf die Plattform und plauderten allda von harten Schlachten, von vergangener und zukünftiger schöner Liebe. Von da sahen sie das Meer, das in diesen heißen Tagen leuchtende Wogen ans Ufer warf und sie gleich feurigen Gespenstern gegen die Inseln schleuderte. Und Nele erschrack, als sie so viele Irrlichter in den Poldern erblickte, die, wie das Volk sagt, arme Seelen sind. Alle diese Orte waren Schlachtfelder gewesen. Und die Irrwische hüpften aus den Poldern hervor, liefen die Deiche entlang und kamen dann wiederum in die Polder zurück, als ob sie die Leichen, denen sie entstiegen waren, nicht im Stich lassen wollten.

Eines Nachts sprach Nele zu Ulenspiegel: «Sieh, wie zahlreich sie im Dreiveland sind und wie hoch sie fliegen; nach den Vogelinseln zu sehe ich die meisten. Willst Du nicht dorthin, Tyll? Wir nehmen den Balsam mit, der Dinge zeigt, die sterblichen Augen unsichtbar sind.»

Ulenspiegel antwortete: «Wenn es jener Balsam ist, der mich zu dem großen Hexensabbat entführte, so hab ich nicht mehr Vertrauen dazu, als zu einem leeren Traum.»

«Man soll die Kraft der Zauber nicht leugnen,» sagte Nele. «Komm, Ulenspiegel.»

«Ich werde mitgehen.»

Am nächsten Tag bat er den Magistrat, daß ein scharfäugiger und getreuer Soldat ihn vertreten möge, um Turm und Land zu bewachen.

Und er begab sich mit Nele auf die Wanderung zu den Vogelinseln.

Als sie über Felder und Deiche wanderten, sahen sie kleine grünende Inseln, zwischen denen das Meer strömte, und auf den Rasenhügeln, die bis zu den Dünen reichten, viele Kibitze, Möwen und

Seeschwalben, die regungslos dasaßen und mit ihren Körpern die Inseln wie mit Schnee bedeckten. Droben in der Luft flogen Tausende dieser Vögel, und der Boden war voller Nester. Ulenspiegel bückte sich, um auf dem Wege ein Ei aufzuheben. Da sah er eine Möwe auf sich zuflattern, die einen Schrei ausstieß. Auf diesen Ruf kamen ihrer mehr den hundert herbei, die vor Angst schrien und über Ulenspiegels Kopf und den benachbarten Nestern hin- und herflogen; aber sie wagten sich ihm nicht zu nähern.

«Ulenspiegel,» sprach Nele, «diese Vögel bitten um Gnade für ihre Eier.»

Dann begann sie zu zittern und sagte:

«Ich fürchte mich; die Sonne geht zur Rüste, der Himmel ist weiß, die Sterne kommen hervor; es ist die Geisterstunde. Sieh diese roten Dünste, die den Boden streifen. Tyll, mein Geliebter, welch' Ungeheuer der Hölle öffnet so in der Wolke seinen feurigen Rachen? Sieh' die tanzenden Irrlichter nach Philippsland zu, wo der königliche Henker um seines grausamen Ehrgeizes willen zu zweien Malen so viele arme Menschen töten ließ. Es ist die Nacht, da die Seelen der in den Schlachten Gefallenen die kalte Vorhölle des Fegfeuers verlassen, um sich in der linden Luft der Erde zu erwärmen. Es ist die Stunde, da Du von Christo, welcher der Gott der guten Zauberer ist, alles erbitten kannst.»

«Die Asche brennt auf meinem Herzen», sprach Ulenspiegel. «Wenn doch Christus mir die Sieben zeigen könnte, deren Asche, in alle Winde gestreut, Flandern und die ganze Welt beglückt!»

«Ungläubiger», sprach Nele, «Du wirst sie kraft des Balsams erblicken.»

«Vielleicht», sprach Ulenspiegel, auf den Sirius deutend, «wenn irgend ein Geist von jenem kalten Sterne herabsteigt.»

Bei dieser Gebärde setzte sich ein Irrlicht, das ihn umgaukelte, auf seinen Finger, und je mehr er sich mühte, es los zu werden, um so fester haftete es.

Als Nele versuchte, Ulenspiegel zu befreien, hatte sie auch ein Irrlicht auf den Fingerspitzen.

Ulenspiegel schlug auf das seine und sprach: «Antworte! Bist Du die Seele eines Geusen oder eines Spaniers? So Du die Seele eines Geusen bist, gehe ein ins Paradies; bist Du aber eines Spaniers Seele, geh' wiederum in die Hölle, woher Du kommst.»

Nele sprach zu ihm: «Beschimpfe die Seelen nicht, und wären es Seelen von Henkern.»

Sie ließ ihr Irrlicht auf der Fingerspitze tanzen und sprach dabei: «Irrlicht, niedliches Irrlicht, welche Kunde bringst Du aus dem Lande der Seelen? Womit sind sie dorten beschäftigt? Essen sie und trinken sie, da sie doch keinen Mund haben? Denn Du hast keinen, hübscher Irrwisch. Oder nehmen sie nur im gesegneten Paradies menschliche Gestalt an?»

Ulenspiegel sagte: «Kannst Du also die Zeit vergeuden, zu dieser kärglichen Flamme zu reden, die keine Ohren hat, Dich zu hören, noch einen Mund, Dir zu antworten?»

Doch ohne auf ihn zu hören, sprach Nele: «Irrwisch, antworte durch Tanzen, denn ich werde Dich dreimal befragen: einmal im Namen Gottes, einmal im Namen der heiligen Jungfrau, und einmal im Namen der Elementargeister, die die Boten zwischen Gott und den Menschen sind.»

Also tat sie, und der Irrwisch tanzte drei Mal.

Darauf sprach Nele zu Ulenspiegel: «Leg Deine Kleider ab, ich werde desgleichen tun. Hier ist die silberne Büchse mit dem Zauberbalsam.»

«Es ist mir einerlei», sagte Ulenspiegel.

Als sie sich entkleidet und mit dem Zauberbalsam gesalbt hatten, legten sie sich nackend nebeneinander auf's Gras. Die Möwen schrien klagend. Der Donner grollte dumpf in der Wolke, darin der Blitz zuckte; der Mond ließ kaum die güldenen Spitzen

seiner Sichel zwischen zwei Wetterwolken hervorsehen; Ulenspiegels und Neles Irrlichter tanzten mit den andern in der Wiese.

Plötzlich wurden Nele und ihr Liebster von eines Riesen Faust gepackt, der sie gleich Kinderbällen in die Luft schleuderte, sie wieder fing, aufeinander rollte und zwischen seinen Händen knetete, indem er sie in die Wasserlachen zwischen den Hügeln warf und sie voller Seetang wieder herauszog. Und indem er sie also im Weltraum umherfliegen ließ, sang er mit einer Stimme, bei der alle Möwen der Insel vor Schrecken erwachten:

«Es will mit scheelen Blicken
Das schwache Erdgewürm
Die Gottesworte schauen,
Die unsrer Hut vertraut.

Lies, Wurm, lies das Geheimnis,
Das heilige Rätselwort,
Das Erde, Luft und Himmel
Mit sieben Nägeln trägt.»

Und fürwahr, Ulenspiegel und Nele erblickten auf dem Rasen, in der Luft und am Himmel sieben erzene, leuchtende Tafeln, die mit sieben flammenden Nägeln befestigt waren. Auf den Tafeln stund geschrieben:

«Aus dem Moder keimt das Leben;
Sieben ist schlimm, doch sieben ist gut;
Demant in der Kohle ruht.
Dumme Lehrer weise Schüler geben;
Sieben ist schlimm, doch sieben ist gut.»

Und der Riese schritt voran, und alle Irrlichter wanderten hinter ihm her. Sie zirpten gleich Grillen und sagten:

«Seht ihn an, den großen Meister,
Papst der Päpste, größter König;
Mit dem Wahn den Kaiser speist er,
Ist von Holz und taugt gar wenig.»

Plötzlich veränderten sich des Riesen Züge; er schien magerer, trauriger und größer. In der einen Hand hielt er ein Zepter, in der andern einen Degen. Sein Name war Hoffart.

Und er warf Nele und Ulenspiegel zu Boden und sprach:

«Ich bin Gott.»

Plötzlich erschien an seiner Seite eine rotbäckige Dirne mit bloßen Brüsten, offenem Gewand und frechen Blicken; ihr Name war Wollust. Alsdann kam eine alte Jüdin, die die Schalen der Möweneier auflas; ihr Name war Habsucht. Ihr folgte ein gefräßiger, gieriger Mönch, der Leberwürste aß und sich mit Bratwürsten vollstopfte und gleich der Sau, auf der er ritt, unaufhörlich kaute: das war die Völlerei. Es kam dann noch die Faulheit, bleich und gedunien, mit lahmem Bein und erloschenem Auge. Der Zorn trieb sie mit dem Stachel vor sich her. Die Faulheit jammerte kläglich und fiel, in Tränen zerfließend, vor Ermattung auf die Knie. Da kam der hagere Neid mit einem Vipernkopf und Hechtzähnen; der biß die Faulheit, weil sie es zu gut hatte, den Zorn, weil er zu lebhaft war, die Völlerei, weil sie zu satt, die Wollust, weil sie zu rot war; die Habsucht wegen der Eierschalen, die Hoffart, dieweil sie ein purpurn Gewand und eine Krone hatte. Und die Irrlichter tanzten im Kreise um sie her.

Und mit den Stimmen von Männern, Weibern, Jungfrauen und weinerlichen Kindern sangen sie wimmernd:

«Hoffart, Vater des Ehrgeizes, Zorn, Quell der Grausamkeit, Ihr habet uns auf den Schlachtfeldern, in Gefängnissen und bei den Hinrichtungen getötet, um Eure Zepter und Eure Kronen zu behalten! Neid, Du hast viel edle, nützliche Gedanken im Keime zerstört; wir sind die Seelen der verfolgten Erfinder. Habsucht, Du hast das Blut des armen Volkes in Gold verwandelt; wir sind die Geister Deiner Opfer. Wollust, Gesellin und Schwester des Mordes, Du hast Nero, Messalina und Philipp, den König von Spanien, geboren; Du kaufst die Tugend und bezahlst die Verderbtheit; wir sind die Seelen der

Toten. Faulheit und Völlerei, Ihr beschmutzt die Welt, Ihr gehört auf das Kehricht; wir sind die Seelen der Toten.»

Und man hörte eine Stimme sprechen:

«Aus dem Moder keimt das Leben:
Sieben ist schlimm, doch lieben ist gut;
Dumme Lehrer weise Schüler geben.
Um Asche zu haben und Kohlenglut,
Der streifende Wurm, was er wohl tut?»

Und die Irrlichter sangen:

«Wir sind das Feuer, die Vergeltung für die uralten Tränen und Schmerzen des Volkes; Vergeltung für die großen Herren, die in ihren Ländern auf menschliches Wild Jagd machen; Vergeltung für nutzlose Schlachten, für das in Gefängnissen vergossene Blut, für die verbrannten Männer, für die lebendig begrabenen Frauen und Jungfrauen. Wir sind das Feuer, wir sind die Seelen der Toten.»

Bei diesen Worten wurden die Sieben in hölzerne Figuren verwandelt, ohne etwas von ihrer vorigen Gestalt einzubüßen.

Und eine Stimme sagte:

«Ulenspiegel, verbrenne das Holz»

Ulenspiegel kehrte sich zu den Irrlichtern.

«Ihr, die Ihr aus Feuer seid, waltet Eures Amtes.»

Und in Menge umgaben die Irrlichter die Sieben; die verbrannten und wurden in Asche verwandelt.

Und ein Strom von Blut floß.

Dieser Asche entstiegen sieben andere Gestalten; die erste sprach:

«Mein Name war Hoffart, jetzt heiße ich edler Stolz.»

Die andern redeten auch, und Ulenspiegel und Nele sahen aus der Habsucht die Sparsamkeit, aus dem Zorn die Lebhaftigkeit, aus der Völlerei die Eßlust, aus dem Neid den Wetteifer und aus der Faulheit die Träumerei der Poeten und Weisen hervorgehen. Und die Wollust auf ihrer Ziege ward in ein schönes Weib mit Namen Liebe verwandelt.

Und die Irrlichter tanzten einen fröhlichen Reigen um sie her.

Alsbald vernahmen Ulenspiegel und Nele tausend helle, lachende Stimmen von verborgenen Männern und Weibern; die machten einen Lärm wie von hölzernen Klappern und sangen:

«Wenn auf Land und Meeresflut
Diese lieben herrschen werden,
Alsdann ist das Glück auf Erden:
Menschen, dann lebt frohgemut.»

Und Ulenspiegel sprach: «Die Geister treiben ihren Spott mit uns.»

Da packte eine gewaltige Faust Nele am Arm und schleuderte sie in den Weltraum.

Und die Geister sangen:

«Wenn der Norden
Wird den Süden küssen,
Hören Tod und Tränen auf:
Such den Gürtel.»

«Wehe!» sprach Ulenspiegel, «Norden, Süden und Gürtel, Ihr redet dunkel, Ihr Herren Geister.»

Und sie sangen lachend:

«Norden ist Niederland;
Belgien ist Süden;
Gürtel, das ist Bündnis;
Gürtel, das ist Freundschaft.»

«Ihr seid nicht dumm, Ihr Herren Geister,» sprach Ulenspiegel.

Und lachend sangen sie abermals:

«Der Gürtel, armer Schelm,
Zwischen Niederland und Belgien,
Das ist gute Freundschaft
Und ein schönes Bündnis.

Mit Rat
Und Tat,
Mit Tot
Und Blut.

Es müßte sein,
Wär nicht die Schelde,
Armer Schelm, wär nicht die Schelde.»

«Wehe», sprach Ulenspiegel, «das also ist unser peinvolles Leben: Tränen der Menschen und Lachen des Schicksals.»

«Bündnis von Blut
Und Tod,
Wär nicht die Schelde;»

wiederholten die Geister hohnlachend.

Und eine gewaltige Faust ergriff Ulenspiegel und warf ihn in den Weltraum.

Als Nele zu Boden gefallen war, rieb sie sich die Augen und erblickte nichts als die Sonne, die in goldigen Dünsten aufging. Auch die Spitzen der Gräser schimmerten ganz golden, und die Sonnenstrahlen färbten das Gefieder der schlafenden Möwen gelb; doch sie erwachten bald.

Dann blickte Nele sich an, sah, daß sie nackend war, und bekleidete sich hastig; dann sah sie Ulenspiegel, gleichfalls nackend, und deckte ihn zu. Vermeinend, daß er schliefe, schüttelte sie ihn, aber er rührte sich so wenig als ein Toter, und sie ward von Furcht ergriffen. «Hab ich meinen Gesellen mit diesem Zauberbalsam getötet?» sprach sie. «Dann will ich auch sterben! O, Tyll, wach auf! Er ist kalt wie Marmelstein!»

Ulenspiegel erwachte nicht. Zwei Nächte und ein Tag vergingen, und Nele, vor Kummer fiebernd, hielt bei ihrem Freund Ulenspiegel die Wacht.

Beim Anbruch des zweiten Tages vernahm Nele den Ton eines Glöckleins und sah einen Bauern kommen, der eine Schaufel trug.

Hinter ihm, eine Wachskerze in der Hand, schritten der Bürgermeister und zwei Schöffen, der Pfarrer von Stavenisse und ein Meßner, der ihm den Sonnenschirm hielt.

Sie gingen, um dem wackeren Jakobsen das heilige Sakrament der letzten Oelung zu geben; er war aus Furcht Geuse geworden, aber nachdem die Gefahr vorüber, kehrte er im Sterben in den Schoß der heiligen Römischen Kirche zurück.

Bald kamen sie zu der weinenden Nele und sahen Ulenspiegels Leichnam, mit seinen Kleidern bedeckt, auf dem Rasen ausgestreckt. Nele kniete nieder.

«Mägdlein», sprach der Bürgermeister, «was schaffst Du bei diesem Toten?» Sie wagte nicht, die Augen aufzuschlagen und antwortete:

«Ich bete für meinen Liebsten, der wie vom Blitz getroffen hier hingestürzt ist. Ich bin jetzt allein und will auch sterben.»

Darauf sprach der Pfarrer, vor Freuden schnaufend:

«Ulenspiegel, der Geuse, ist tot; gelobet sei Gott! Bauer, spute Dich, eine Grube zu graben, nimm ihm die Kleider fort, ehe er begraben wird.»

«Nein», sagte Nele und stand auf. «Die soll man ihm nicht wegnehmen; es würde ihn in der Erde frieren.»

«Grabe das Grab», sagte der Pfarrer zu dem Bauern, der die Schaufel trug.

«Das ist mir recht», sprach Nele unter Tränen; «in dem kalkhaltigen Sande sind keine Würmer, und mein Geliebter wird unversehrt und schön bleiben.»

Und ganz betört beugte sie sich über Ulenspiegels Körper und küßte ihn unter Schluchzen und Tränen.

Bürgermeister, Schöffen und Bauer hatten Mitleid, aber der Pfarrer sagte in einem fort frohgemut: «Der große Geuse ist tot, Gott sei gelobt.»

Da grub der Bauer das Grab, legte Ulenspiegel hinein und bedeckte ihn mit Sand.

Und der Pfarrer sprach über dem Grabe die Totengebete; alle knieten rund herum. Plötzlich geschah unter dem Sande eine große Bewegung, und Ulenspiegel kam hervor, nieste und schüttelte sich den Sand aus den Haaren. Dann packte er den Pfarrer an der Kehle und sprach:

«Inquisitor! Du legst mich lebendig ins Grab, dieweil ich schlafe! Wo ist Nele? Hast Du sie auch begraben? Wer bist Du?»

Der Pfarrer schrie:

«Der große Seuse kehrt in die Welt zurück! Herr Gott, erbarm Dich meiner Seele!»

Und er entfloh wie ein Hirsch vor den Hunden.

Nele trat zu Ulenspiegel.

«Küß mich, Herzliebste», sprach er.

Dann blickte er sich abermals um. Die beiden Bauern waren gleich dem Pfarrer entflohen und hatten, um besser zu laufen, Schaufel, Tragseisel und Kerze zu Boden geworfen. Bürgermeister und Schöffen hielten sich vor Angst die Ohren zu und stöhnten auf dem Rasen.

Ulenspiegel ging zu ihnen, schüttelte sie und sprach:

«Begräbt man Ulenspiegel, den Geist, und Nele, das Herz der Mutter Flandern? Auch sie kann schlafen, aber sterben, nein! Komm, Nele.»

Und er ging mit ihr von dannen und sang sein sechstes Lied; doch wo er das letzte gesungen, das weiß keiner.